Frau von Monflanquin.

Frau von Monflanquin

oder

wie die That ſo der Lohn.

Von

Ch. Paul de Kock.

Aus dem Franzöſiſchen von Ludwig Fort.

Erſter Theil.

Leipzig,
W. Einhorn's Verlag.
1856.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Landwirtsch.
Bibliothek

Inhalt.

		Seite
1.	Mademoiselle Charlotte	1
2.	Der Advocat Moulinard und sein Neffe	8
3.	Häkeleien	16
4.	Der Herr, der sich auf der Treppe räusperte	23
5.	Oheim und Tante	36
6.	Im Opernhause	51
7.	Die Dame mit den Diamanten	59
8.	Das Spiel	74
9.	Der Pflaumenschmauß	86
10.	Ein englischer Liebhaber	105
11.	Ein Kinderspiel	122
12.	Die Verführer	137
13.	Tanz und Spiel	145

Bayerische
Staats-Bibliothek
München

1.

Mademoiselle Charlotte.

„Ist's erlaubt einzutreten?" fragte eine sanfte, jugendliche Stimme, nachdem zweimal an Mademoiselle Charlotten's Thür geklopft worden war.

„Versteht sich! immer!" war die Antwort; „wer zu mir kommt, hat wenigstens den Vortheil, nicht antichambriren zu müssen, aus dem einfachen Grunde, weil ich kein Antichambre habe."

Kaum hatte Mademoiselle Charlotte diese Worte ausgesprochen, so öffnete sich die Thür und ein hübsches junges Mädchen hüpfte in's Zimmer.

„Ich bin's," sagte sie; „guten Abend miteinander."

Dieser Gruß war an nicht mehr als zwei Personen gerichtet, die sich eben in dem Zimmer befanden, in welches das junge Mädchen mit einer vertraulichen Ungenirtheit eingetreten war, welche bewies, daß sie eine Hausfreundin sein mußte. Die beiden Personen waren die Inhaberin der Wohnung, Mademoiselle Charlotte, und eine andere, etwa vierzig Jahre alte Dame, Namens Madame Tendron.

Machen wir zuvörderst nähere Bekanntschaft mit diesen

beiden Damen. Gebührendermaßen beginnen wir mit der Frau vom Hause.

Mademoiselle Charlotte ist eine alte Jungfrau, denn sie steht in ihrem vierundvierzigsten Lebensjahre. Sie ist niemals hübsch gewesen und sieht blaß und kränklich aus. Die Gesundheit des armen Geschöpfes war in der That von jeher schwankend, immer fehlt ihr etwas, und wir wissen nicht, ob sie es dieser fast beständigen Kränklichkeit oder dem Mangel an körperlichen Reizen verdankte, daß sie keinen Gatten gefunden. Ihr Gesicht ist indessen nicht häßlich; sie hat ein Paar sanfte Augen, schöne Zähne, einen weißen Teint und ein anziehendes Lächeln. Wie mag es kommen, daß sie sich nicht verheirathet hat?

Dies ist eine stets schwer zu entscheidende Frage. Wenn ein Mädchen das dreißigste Jahr erreicht, ohne in den Hafen der Ehe eingelaufen zu sein, so will Jedermann errathen, warum sie ledig geblieben ist. Jeder hat seine Vermuthungen und glaubt den Grund dieses Cölibats entdeckt zu haben; in den meisten Fällen aber sind Alle darüber im Irrthum und ziehen die verkehrtesten Schlüsse.

Wie könnt Ihr in dem Herzen eines Mädchens lesen wollen, das Ihr oft so wenig kennt, während Ihr nicht einmal das Eures Gatten und Eurer Kinder zu ergründen vermöget! Kann nicht eine unglückliche, eine verrathene oder verschmähte Liebe im Spiel sein? Kann nicht der Tod den Erwählten hingerafft und können nicht die nachherigen Freier mißfallen haben? Kann man nicht da, wo man Sympathie erwartete, etwas ganz Anderes, vielleicht gar verborgene Laster, unerträgliche Fehler gefunden haben? Kann es ferner nicht am Gelde gefehlt haben, dieser Triebfeder aller Dinge, diesem Lebensnerv in einem Jahrhunderte, wo der materielle Wohlstand jedes Gefühl

überwiegt, wo die Genüsse der Bequemlichkeit und des Luxus weit mehr Geltung haben, als ein sanfter Blick und ein zärtliches Lächeln? wo die bloße reine Liebe sich nicht mehr hervorwagt, weil sie fürchten muß, verlacht und verhöhnt zu werden, wie ein Stutzer, der es sich einfallen ließe, mit einem altmodischen Hute auf dem Boulevard des Italiens zu erscheinen?

Man sieht also, daß es eine Unzahl von Gründen geben kann, die Jemand bestimmen können, nicht zu heirathen, und ich wundere mich nur, daß sich beabsichtigte Verbindungen durch solche Gründe nicht häufiger zerschlagen, als es der Fall ist.

Kurz und gut, Charlotte ist ledig geblieben, ob deshalb, weil Niemand sie hat haben wollen, oder weil sie die Partien, die sich ihr dargeboten, ausgeschlagen hat — ich weiß es nicht. Um jedoch der Wahrheit treu zu bleiben, muß ich sagen, daß Charlotte nichts weniger als reich war; ihr ganzes Vermögen beschränkte sich jetzt, nachdem sie alle Erbtheile eingezogen, die ihr je zufallen konnten, auf siebenhundert Franken jährlicher Einkünfte, und das ist gewiß sehr wenig. Ich glaube daher auch, daß hierin der wahre Grund ihrer Ehelosigkeit zu suchen sein wird.

Ich darf übrigens nicht verschweigen, daß das arme Mädchen auch ein Gebrechen hat, das man zwar nicht sieht, das aber deshalb immer ein Gebrechen bleibt. Sie ist nämlich sehr kurzsichtig, so kurzsichtig, daß sie die Gegenstände nur unterscheiden kann, wenn sie sie dicht vor Augen hat. Es begegnet ihr oft auf der Straße, daß sie Menschen für Pferde und Pferde für Menschen hält, daß sie eben deshalb diesen erschreckt ausweicht und jenen gerade entgegenläuft. Mehr als einmal ist sie über Eckſteine gesprungen, die sie für Gossen

hielt, und eines Tages wollte sie schlechterdings ein kleines weißes Hündchen, das sie für ein sich verirrt habendes Mädchen ansah, zu seiner Mutter bringen, nach deren Namen sie es mehrere Male, natürlich vergebens, fragte.

Dieses traurige Gebrechen zieht ihr zuweilen auch große Unannehmlichkeiten zu. Da sie es Niemanden merken lassen will, so schreitet sie mit großer Sicherheit einher und geht ziemlich schnell, ohne zu bedenken, was daraus entstehen kann. So läuft sie zuweilen direct in den vorgehaltenen Sonnenschirm einer Dame oder carambolirt mit einem Herrn; aber sie bittet in solchen Fällen so höflich um Entschuldigung und drückt so bescheiden ihr aufrichtiges Bedauern aus, daß es ganz unmöglich ist, gegen sie aufgebracht zu werden. Eines Abends wollte sie jedoch durchaus in die Tasche eines Herrn steigen, die sie für den Schlag eines Cabriolets ansah, worüber der Herr in heftigen Zorn gerieth, und diesmal war es ein Glück für sie, daß zufällig ein Freund dazu kam, der die Sache angemessen zu schlichten verstand.

Man wird vielleicht fragen, warum Mademoiselle Charlotte unter solchen Umständen nicht eine Brille trug, die sie vor allen derartigen Unannehmlichkeiten bewahrt haben würde? Aber Charlotte wollte keine Brille tragen, weil sie behauptete, daß ihre Sehkraft dadurch nur noch verschlechtert werden würde. Sehr wahrscheinlich war dies jedoch nicht der wirkliche Beweggrund, und wir vermuthen vielmehr, daß sie meinte, eine Brille stehe ihr nicht gut, weil sie eine sehr kleine Nase hatte. Ja, es mochte wohl ein wenig Coketterie dahinter stecken, denn eine alte Jungfrau bleibt immer ein Weib.

Nachdem wir Charlotten's physische Eigenschaften geschildert haben, müssen wir noch einige Worte über ihren Charakter sagen. Man behauptet gewöhnlich, die alten Jung-

frauen seien boshafter, galliger Natur und benutzten jede Gelegenheit, um sich dafür, daß es ihnen nicht vergönnt ist, einen Gatten todt ärgern zu können, an Jedermann zu rächen. Dies ist jedoch bei Charlotten keineswegs der Fall; sie ist gutmüthig und heiter, und wenn sie sich auch zuweilen über Anderer Fehler aufhält, so ist sie doch weit entfernt von wirklicher Bosheit. Es fehlt ihr nicht an Witz, aber sie wendet ihn nicht dazu an, beißende Bemerkungen und Scherze zu ersinnen, an denen man Vergnügen findet, wenn man nicht selbst die Zielscheibe derselben ist. Kurz, sie macht ihren Spaß, aber sie beleidigt nicht.

Sie ist gefällig und dienstfertig, und man findet sie stets bereit, einen Kranken zu pflegen, ein Kind zu warten oder einen unangenehmen Auftrag auszuführen. Wäre sie reich, so würde ihre Börse den Bedürftigen jederzeit offen stehen; aber man braucht nicht immer reich zu sein, um Gutes thun zu können, und das ist ein Trost für diejenigen, die es nicht sind.

Charlotte hatte sich vollkommen in ihr Schicksal ergeben, sie hegte nicht den thörichten Wahn, noch einen Gatten erhaschen zu können. Da sie von ihren siebenhundert Franken nicht leben konnte, so arbeitete sie, um ihr Einkommen zu vermehren. Sie nähete Handschuhe, eine Arbeit, die sehr wenig einbringt, dennoch aber große Sorgfalt und Accuratesse erfordert. Doch Charlotte hatte einmal nichts Anderes gelernt und durch langjährige Uebung eine große Geschicklichkeit darin erlangt. Man wird sich auch hier wieder wundern, wie ein kurzsichtiges Mädchen eine so feine Arbeit, welche vor Allem eine bedeutende Fertigkeit im Nähen erfordert, zu ihrem Lebensunterhalt hatte wählen können. Es ist indessen nicht anders; Charlotte hielt ihre Arbeit so dicht als möglich

vor die Augen, und so nähete sie mit einer Sauberkeit und Eleganz, die ihres Gleichen suchten.

So hatte sie denn auch ihren Handschuhfabrikanten, der ihr fortwährend Beschäftigung gab und ihr versichert hatte, daß es ihr nie daran fehlen solle. Diese Zusicherung war für Charlotten eine große Beruhigung gewesen. Sie erwarb sich auf diese Weise mit der Nadel jährlich etwa vierhundert Franken, wodurch ihr Gesammteinkommen sich auf elfhundert Franken erhöhte, und dies war für eine an Sparsamkeit gewöhnte alleinstehende Person, die nur einen Hut des Jahres brauchte und sich ihre Kleider selbst fertigte, mehr als ausreichend. Und in der That, Charlotte legte von ihrem Verdienste alljährlich einen nicht unbedeutenden Theil zurück.

Gewisse Damen, welche jedes Jahr ihre dreißigtausend Franken brauchen und dabei noch Schulden zu machen verstehen, werden sich allerdings hierüber wundern. Aber es giebt Seltsamkeiten der verschiedensten Art.

Wir kommen nun zu dem Portrait der Madame Tendron, bei dem wir uns kürzer fassen werden. Manche Leute sagten, diese Dame sei den Vierzigen nahe, Andere versicherten, sie entferne sich schon wieder davon. Wir wollen dieses Geheimniß nicht zu ergründen versuchen, denn uns ist es sehr gleichgültig, ob Madame Tendron ein paar Jahre älter oder jünger ist. Uebrigens ist sie eine Brünette mit schwarzen Augen und herausforderndem Blicke, stark geröthetem Teint und ziemlicher Corpulenz, die in der Taille fast ein wenig zu rund und voll erscheint, obgleich Madame Tendron diesem kleinen Fehler durch starkes Schnüren abzuhelfen sucht.

Madame Tendron wusch sich mit Milch, Thau und mit Gott weiß was Allem, um immer ein frisches Aussehen zu behalten und die Runzeln des Alters zu verscheuchen. Bis

jetzt war ihr dies noch gelungen, aber uns schaudert bei dem Gedanken, wie sie sich in Zukunft wird abmühen und welchen Kasteiungen sie ihr Gesicht wird unterwerfen müssen, um immer frisch und jung auszusehen. Für jetzt thronte noch ein so lebhaftes Roth auf ihren Wangen, daß man ihr in der Nachbarschaft den Beinamen der „rothbäckigen Madame" gegeben hatte.

Die einzige historische Berühmtheit, welche Madame Tendron kannte, war Ninon de l'Enclos; von Allem, was sie in ihrem Leben gelesen, hatte sie nur das behalten, was diese berühmte Schönheit betraf, der sie im Stillen eine abgöttische Verehrung zollte. Eine Frau, die in ihrem achtzigsten Lebensjahre noch Eroberungen machte, stand in ihren Augen viel höher, als irgend eine Heldin der alten und neuen Zeit. Delila, Judith, Jeanne d'Arc und Jeanne Hachette mochten recht muthige und beherzte Frauen gewesen sein, aber von der Frische ihres Teints sprach Niemand. Ninon war die Venus des Heidenthums, bei ihr wurden alle Fabeln der Mythologie zur Wahrheit, und hätte sie einen Sohn gehabt, so würde dieser ohne allen Zweifel ein vollkommener Liebesgott gewesen sein.

Dies war die Meinung der Madame Tendron, einer gefühlvollen, coketten und, wenn man gewissen Gerüchten glauben durfte, sogar ein wenig leichtfertigen Frau. Ihr Gatte, ein wohlbeleibter Funfziger mit Kalbsaugen und Eberzähnen, war Beamter im Marineministerium und kam nur nach Hause, um zu essen und zu schlafen, denn unmittelbar nach dem Mittagsmahle begab er sich in sein Kaffeehaus, wo er gewiß war, Bekannte zu finden, mit denen er seine Partie Domino spielte, ein Spiel, in welchem er keinen Nebenbuhler fürchtete. War aber Herr Tendron einmal in seine Partie vertieft, so fragte

er nichts danach, was unterdessen seine Gattin that. Wenn er nur seine Doppelsechs anbringen und seinen Gegner schlagen konnte, so war er froh und glücklich und kümmerte sich nicht darum, ob seine zarte Ehehälfte währenddem hinter den Gardinen die Schmeicheleien eines galanten Hausfreundes anhörte.

Wir wollen jedoch Herrn Tendron deshalb keine Vorwürfe machen. Wohl denen, die ihr Glück in einer Partie Domino finden! Wie Viele suchen es noch viel weiter und mühen sich ab, es zu erhaschen, ohne daß es ihnen je gelingt!

2.

Der Advocat Moulinard und sein Neffe.

Charlotte hatte eine aus zwei Zimmern bestehende kleine Wohnung im ersten Stock eines Hauses der Rue Tronchet. Es war ein schönes, noch ziemlich neues Haus in einem gesuchten Stadttheile, und doch zahlte sie nicht mehr als hundert und achtzig Franken Miethe. Jeder Andere als Charlotte hätte für die Wohnung, so beschränkt sie auch war, mindestens dreihundert Franken bezahlen müssen. Aber man hatte bei ihr besondere Rücksichten walten lassen, denn sie wohnte bereits seit funfzehn Jahren in diesem Hause, bezahlte ihren Zins mit größter Pünktlichkeit, lebte außerordentlich still und eingezogen und kam stets bei guter Zeit nach Hause, wenn sie, was jedoch selten geschah, des Abends ausging. Das Theater hätte sie wohl gern zuweilen besucht, aber dazu reichten ihre Mittel nicht aus, und sie hatte keine Bekannten, die ihr Billets schenkten.

Außerdem gab es noch einen andern Grund, warum Charlotten's Miethzins nicht erhöht wurde; unter ihr wohnte ihr Bruder, der Advocat Moulinard.

Moulinard war zehn Jahr älter als seine Schwester. Er war ein kleines hageres Männchen, lebhaft in seinen Bewegungen wie in seiner Sprache, und von ruhelosem Wesen, das es ihm unmöglich machte, an einer und derselben Stelle lange auszuhalten. Seine Gesichtszüge verriethen einen scharfen Verstand, aber eben deshalb war er oft mürrisch und reizbar, da sein lebendiger Geist keinen Augenblick ruhte. Unfähig die Wahrheit zu bemänteln, selbst wenn es in seinem Interesse gelegen hätte, nahm er vorkommenden Falls keinen Anstand einem Clienten, der ihn consultirte, in's Gesicht zu sagen:

„Ihre Angelegenheit steht schlecht, das Recht ist nicht auf Ihrer Seite. Klagen Sie nicht, denn Sie würden den Proceß verlieren."

Es ist leicht begreiflich, daß Moulinard bei solcher Denk- und Handlungsweise kein reicher Mann hatte werden können. Nicht selten hatte er in Folge seiner unerschütterlichen Rechtschaffenheit Klagsachen zurückgewiesen, die ihm viel Geld eingebracht haben würden; er konnte sich einmal nicht dazu entschließen, einen Schurken zu vertheidigen, einen Spitzbuben zu retten, einen Betrüger als unschuldig darzustellen.

„Das ist nicht meine Sache," pflegte er in solchen Fällen zu sagen; „ich würde ein sehr schlechter Vertheidiger sein, denn ich mag nicht anders sprechen als ich denke."

Handelte es sich dagegen um einen Armen, der seinen Advocaten nicht bezahlen konnte, oder um ein falsch beschuldigtes Mädchen, oder um hülflose Waisen oder um eine gebeugte Wittwe, der man das letzte Stück Hausgeräth nehmen wollte: da war Moulinard stets bereit, die Vertheidigung zu über-

Digitized by Google

nehmen. Er erbot sich von freien Stücken dazu, plaidirte mit Wärme und Ueberzeugung, und oft gelang es ihm durch seine eindringliche, zuweilen glänzende Beredtsamkeit die Gefühle, welche sein eignes Herz erfüllten, auch den Richtern mitzutheilen. Hatte er dann einen solchen Proceß gewonnen und Armen oder Unglücklichen dadurch ihre Ruhe wiedergegeben, so war er zufriedener und stolzer, als hätte er einem Großen Millionen gerettet. Und diese stille Freude, dieses Vergnügen, arme Bedrängte glücklich gemacht zu haben, war oft der einzige Lohn für seine Mühe und Arbeit, denn von wirklich unbemittelten Leuten nahm er durchaus keine Bezahlung.

Bei seinen Collegen galt Moulinard für ein Original und die Welt im Allgemeinen traute ihm nicht viel Talent zu, weil er nichts weniger als reich war, doch in den Augen derer, die ihn näher kannten, war er ein Mann von seltener Rechtschaffenheit, ein Mann, wie es ihrer wenige giebt und auf dessen Freundschaft man um so stolzer sein durfte, als er damit eben nicht verschwenderisch umging.

Moulinard hatte nur eine bescheidene Wohnung für fünfhundert Franken unter der seiner Schwester inne; aber wenn sein Hauswirth mit anderen Abmiethern Unannehmlichkeiten oder Streitigkeiten hatte, welche Veranlassung zu einem Processe geben konnten, so beeilte er sich, Moulinard um Rath zu fragen, der die verwickeltsten Fälle zu klären verstand und dessen Aussprüche sich jederzeit als vortrefflich erwiesen.

Diese kleinen Consultationen kosteten dem Hauswirth nichts, denn er besuchte den Advocaten bei solchen Gelegenheiten unter irgend einem außergeschäftlichen Vorwande, um den ein Hausbesitzer seinen Abmiethern gegenüber niemals in Verlegenheit ist, wußte aber sehr wohl, daß ihm diese Consultationen bei einem andren Advocaten Geld gekostet haben

würden. Daher lag ihm daran, einen Mann in seinem Hause zu behalten, den er sehr oft brauchte, und er erhöhte in Folge dessen Charlotten's Miethzins nicht, weil diese dann ausgezogen und ihr Bruder jedenfalls ihrem Beispiele gefolgt sein würde.

Man wird sich vielleicht wundern, warum Bruder und Schwester bei ihren beschränkten Mitteln nicht zusammen zogen, wodurch sie nicht nur an Miethzins, sondern auch an Haushaltungskosten erspart haben würden. Allein Moulinard und Charlotte bedurften trotz ihrer gegenseitigen aufrichtigen Zuneigung jedes seinen eignen Herd, um gute Freunde zu bleiben. Beide waren lebhaften Temperaments, der Advocat konnte über ein Wort in Zorn gerathen, die Schwester gab nicht nach, wenn sie Recht zu haben glaubte, und so verging selten ein Tag, an welchem die beiden Leutchen, die für einander durch's Feuer gegangen wären, sich nicht ein wenig zankten. Mochten sie aber noch so erzürnt auseinandergegangen sein, am folgenden Tage war der Streit vergessen und keine Rede mehr davon. Einige Stunden der Trennung genügten, um ihren Zorn zu dämpfen, und sie fühlten das Bedürfniß, sich einander wieder zu nähern, was schwerlich der Fall gewesen sein würde, wenn sie beisammen gewohnt hätten.

Der Advocat war unverheirathet wie seine Schwester. Die Frauen hatten überhaupt eine sehr untergeordnete Rolle in seinem thätigen Leben gespielt, denn an Beschäftigung fehlt es einem Advocaten, der seinen Rath unter Umständen gratis ertheilt, niemals. Indessen empfand der wackere Moulinard durchaus keinen Widerwillen gegen das schöne Geschlecht, aber er kam nicht dazu sich um die Gunst eines weiblichen Wesens zu bewerben, und wahrscheinlich würde er sich auch ungeschickt dazu angestellt haben. Wenn seine Schwester zu

ihm ſagte: „Du ſollteſt doch heirathen, lieber Jean,“ ſo antwortete er ihr: „Ich habe eben Zeit dazu! ſpäter vielleicht.“

Darüber war er vierundfünfzig Jahr alt geworden, und wenn ſeine Schweſter ihn jetzt ans Heirathen erinnerte, ſo entgegnete er ihr:

„Es iſt zu ſpät, ich bin zu alt.“

Um den Leſer ſogleich mit der ganzen Familie Moulinard bekannt zu machen, wollen wir jetzt noch von ihrem Neffen Guſtav d'Eparville ſprechen.

Dieſer Guſtav war der Sohn einer Schweſter Jean's und Charlotten's, Namens Adeline, die ſich frühzeitig mit einem wohlhabenden Kaufmann, Herrn d'Eparville, vermählt hatte. Die junge Frau war jedoch geſtorben, als ihr Sohn erſt fünf Jahre zählte, und drei Jahre ſpäter hatte der kleine Guſtav auch ſeinen Vater verloren. Er hatte keine anderen Verwandten als den Oheim Jean und die Tante Charlotte, die ihn beide wie ihren eigenen Sohn liebten. Moulinard war zum Vormund des Knaben beſtellt worden, dem ſein Vater ein Vermögen von ungefähr ſechstauſend Franken jährlicher Einkünfte hinterlaſſen hatte. Charlotte hatte die Erziehung Guſtav's übernehmen wollen, ihr Bruder aber hatte davon durchaus nichts wiſſen mögen.

„Wenn ich Dir den Kleinen überließe,“ ſagte er zu ihr, „ſo würdeſt Du ihn nur verziehen und es würde nichts Ordentliches aus ihm werden. Du würdeſt ihm Lehrer halten, die ihn im Hauſe unterrichten müßten, er würde nur lernen, wenn er gerade Luſt dazu hat, und ſich krank ſtellen, wenn er müßig gehen will... ich kenne das.“

„Aber man könnte ihn ja in Halbpenſion geben,“ meinte Charlotte, „ſo daß er nur des Abends nach Hauſe kommt und bei uns ſchläft.“

„Geh' mir mit Deinen Halbpenſionen, das iſt eben nur eine halbe Erziehung. Ich bin Vormund meines Neffen und muß darauf bedacht ſein, einen Mann aus ihm zu machen. Bis zu ſeiner Volljährigkeit bin ich für ihn verantwortlich, er müßte ſich denn vorher ſelbſt emancipiren. Guſtav ſoll das Gymnaſium beſuchen, dann die Rechte ſtudiren und Advocat werden wie ich."

„Um es auch zu nichts zu bringen, wie Du, nicht wahr?"

„Er hat ſeine ſechstauſend Franken Rente und damit braucht man nicht ſo ängſtlich nach Verdienſt zu haſchen. Die Hauptſache iſt, daß er ein rechtſchaffener Mann wird, daß er gute Grundſätze annimmt, ſein jus gründlich ſtudirt, die ſchwachen Seiten einer Rechtsſache herausfinden lernt und ſo viel Verſtand und Einſicht bekommt, um unhaltbare Klagen zurückzuweiſen."

„Ja, ja, Du willſt, daß Guſtav den nämlichen Weg einſchlagen ſoll, den Du gewählt haſt. Er ſoll die Vertheidigung von Leuten nicht übernehmen, die ihn gut bezahlen würden, wenn ihre Sache ihm nicht ganz ſo rein wie Kryſtall erſcheint. Wenn Du von Amtswegen zum Vertheidiger eines Angeklagten beſtellt wirſt, mußt Du auch den Erſten Beſten vertheidigen und darfſt Dich nicht weigern, einem Diebe und ſelbſt einem Mörder Deinen Beiſtand zu leihen."

„Du ſchwatzeſt, wie Du es verſtehſt, Schweſter. Es zwingt uns kein Menſch, in den Juſtizpalaſt zu gehen, wenn wir dort nichts zu thun haben, und dann ſind wir gewiß, daß wir nicht zum Vertheidiger eines Verbrechers ernannt werden. Noch einmal, Charlotte, beim Advocatenſtande iſt die Ehre die Hauptſache; dann erſt kommt der Verdienſt, und wenn er nicht kommt, nun ſo muß man ſich's auch gefallen laſſen. Du widerſprichſt mir nur, weil Du einmal in Allem gern andrer

Meinung sein willst als ich; im Stillen aber denkst Du gewiß ganz ebenso."

Gustav d'Eparville bezog also das Gymnasium. Er wurde dort kein ausgezeichnetes Licht und trug weder im Griechischen noch im Lateinischen die ersten Preise davon; dafür aber wurde er ein großer und schöner junger Mann, von liebenswürdigem, etwas leichtfertigem Wesen und den vortrefflichsten Anlagen zu einem heiteren Lebensgenusse.

Aus Gehorsam gegen seinen Vormund begann er mit dem achtzehnten Jahre seine juristischen Studien; aber wenn man ihn auch nicht gerade faul nennen konnte, so brachte er es doch eben nicht weit in der ihm wenig zusagenden Rechtswissenschaft. Dagegen war er ein ausgezeichneter und unermüdlicher Tänzer, ein gewandter Reiter und Pistolenschütze und ein vollendeter Champagnertrinker.

Der Oheim Moulinard war auch nicht besonders zufrieden mit seinem Neffen; er schalt ihn sogar zuweilen und machte ihm Vorwürfe wegen seiner geringen Arbeitsliebe. Gustav aber war ein so gutherziger und fröhlicher Gesell, daß man ihm auf die Dauer nicht zürnen konnte. Er erzählte seinem Oheim einige tolle Streiche oder komische Abenteuer, in denen er die Hauptrolle gespielt, und mochte Papa Moulinard ihm auch Schweigen gebieten wollen, indem er sagte: „Erzähle das Deinen Kumpanen, ich mag in solchen Dingen Dein Vertrauter nicht sein und kann überhaupt Dein Benehmen nicht gut heißen," so war er trotz allen Anstrengungen nur selten im Stande seine ernsthafte Miene beizubehalten, und mehr als einmal brach er bei solchen Gelegenheiten in die Worte aus:

„Schade, daß Du noch nicht practicirst! Du wirst mit sogenannten Skandalprocessen Glück machen."

Charlotte war ganz vernarrt in ihren Neffen, dies wohl besonders deshalb, weil er ein hübscher Mensch war, denn die Frauen lassen sich durch ein angenehmes Aeußere immer bestechen, und wir Männer gleichen ihnen sehr häufig in dieser Beziehung. Es ist, als ob man einem hübschen Menschen einen leichtfertigen Streich eher verzeihen könnte als einem häßlichen, und als ob dieser nicht in gleichem Maße das Recht hätte Thorheiten zu begehen, wie diejenigen, welche die Natur mit körperlichen Vorzügen ausgestattet hat. Dies ist jedoch sehr unrecht, denn dann müßte sich jeder Häßliche oder Verwachsene in einen Winkel verkriechen und dürfte nicht daran denken, das Leben zu genießen wie Andere. Zum Glück geschieht das nur in seltenen Fallen, erstens weil Niemand sich für so häßlich hält, daß er nicht doch Jemandem gefallen könnte, und zweitens weil in der That der Geschmack verschieden ist, wie schon das alte Sprüchwort beweist: „Kein Topf ist so schlecht, daß er nicht seinen Deckel fände."

Wie hätte auch Charlotte ihren Neffen nicht lieben sollen? Wenn er zu ihr heraufkam, hörte sie ihn schon auf der Treppe singen; er trat stets lachend und hüpfend bei ihr ein, küßte sie auf beide Wangen, noch ehe sie Zeit gehabt hatte, ihm guten Tag zu sagen, setzte sich dann neben sie und begann ihr allerhand lustige Schwänke und Liebesabenteuer zu erzählen. Wenn er es dabei ein wenig zu toll trieb, rief sie wohl einmal aus:

„Halt, Gustav, genug davon... solche Dinge darf ich nicht anhören!..."

Unmittelbar darauf aber sagte sie wieder:

„Nun, erzähle nur weiter... ich höre Dir doch gern zu. Uebrigens bin ich ja auch über die Mädchenjahre hinaus und da darf man eigentlich nicht mehr die Prüde spielen."

Es geschah sehr selten, daß Gustav drei Tage hintereinander seinen Oheim und seine Tante nicht besuchte. Die beiden guten Leute freuten sich jedesmal, wenn er kam, und obgleich er einen guten Theil seiner Tage in Gesellschaft eleganter junger Herren zubrachte, welche die alten guten Sitten ins Lächerliche ziehen, so müssen wir doch zu seiner Ehre sagen, daß die Zuneigung zu seinen Verwandten dadurch nicht vermindert wurde.

Um so mehr aber hatte sich dagegen sein Einkommen vermindert, denn er besaß jetzt, nach zurückgelegtem sechsundzwanzigsten Lebensjahre, kaum noch einige hundert Franken Rente. Davon hatte er jedoch wohlweislich weder dem Oheim noch der Tante etwas gesagt; auch machte er sich deshalb durchaus keinen Kummer, sondern war im Gegentheil noch heiterer und vergnügter als sonst. Ach, wie mancher Millionär würde ihn um seine frohe Laune beneidet haben.

3.

Häkeleien.

„Nun, wie geht's, meine Damen?" fragte Mamsell Theodorine. So hieß nämlich das junge Mädchen, das eben bei Charlotten eingetreten war und neben ihr Platz genommen hatte.

„So leidlich, mein Kind," antwortete diese, indem sie Theodorinen die Hand reichte; „und Ihnen? Was macht die Arbeit? immer viel zu thun?"

„O ja, ich bin Gott sei Dank auf lange Zeit mit Arbeit versehen."

„Die Porcellanmalerei ist doch eine hübsche Beschäftigung,... ja sie ist mehr als das, sie ist eine Kunst, in der man sich durch sein Talent auszeichnen kann. Ihre Eltern haben wohl daran gethan, Sie diesen Beruf wählen zu lassen, er ist viel besser als Nadelarbeiten, mit denen man kaum so viel verdient, um nur das Nothwendigste bestreiten zu können. Hätte ich gute Augen, so möchte ich diese Kunst wohl auch gelernt haben."

„Aber ich dächte zum Handschuhnähen brauchte man auch gute Augen."

„Wenn man darin solche Uebung hat wie ich, ist das gerade nicht nöthig. Ich nähe zuweilen mit geschlossenen Augen, und die Stiche werden deshalb nicht minder accurat."

„Aber Madame Tendron spricht ja heute gar nicht... Sie ist doch nicht unwohl?"

„Nein, Mademoiselle, das bin ich nicht," entgegnete Madame Tendron, deren Stirn sich seit Theodorinen's Ankunft ein wenig gefaltet hatte, „sehe ich etwa krank aus?"

„O durchaus nicht, Madame, im Gegentheil, Sie strotzen diesen Abend von Gesundheit."

Der Ton, in welchem das junge Mädchen diese Worte aussprach, entlockte Charlotten ein boshaftes Lächeln, während Madame Tendron zwischen den Zähnen murmelte:

„Ich strotze, sagen Sie, Mademoiselle? Darf man fragen, was Sie damit meinen?"

„Nun, ich meine damit eben nichts Andres, als daß Sie von Gesundheit strotzen... daß Sie außerordentlich frisch und munter aussehen.

„Ich weiß nicht, wo Sie die Worte immer hernehmen, die Sie sich bedienen, aber es sieht immer aus, als ob Sie

ſich über die Leute luſtig machen wollten, und ich muß Ihnen ſagen, daß ich dies nicht liebe.“

„Aber ich begreife gar nicht, wie Sie auf den Gedanken kommen, daß ich mich über Sie luſtig machen wollte! Jedes Wort, das man zu Ihnen ſagt, nehmen Sie in einem falſchen Sinne.“

„Müßt Ihr Euch denn immer ſtreiten?“ fiel jetzt Charlotte ein, der es im Grunde gar nicht unlieb war, wenn die junge Porcellanmalerin Madame Tendron ein wenig ärgerte, die aber nicht wünſchte, daß dieſe kleinen Wortgefechte in ernſte Zwiſtigkeiten ausarteten. „Was ſoll das heißen unter Bekannten, unter Nachbarinnen, welche zuſammenkommen, um ein Stündchen angenehm zu verplaudern?... Wer wird ſich denn gleich durch ein harmloſes Wort beleidigt fühlen?... Theodorine hat gewiß noch nicht im Entfernteſten daran gedacht, ſich über Sie luſtig zu machen, Madame Tendron, ſie iſt ja eben erſt angekommen.“

„Warum ſagt ſie denn, ich ſtrotze?“

„Was iſt dabei? Das Wort iſt ja ganz gebräuchlich.“

„Es ſind manche Worte gebräuchlich und doch unſchicklich.“

„Fragen Sie einmal Herrn Moulinard, Charlotten's Bruder, der kennt die Bedeutung der Worte. Er wird Ihnen ſagen, ob das Wort unſchicklich iſt!... Es ſteht in jedem Wörterbuche, ich habe es nicht erfunden.“

„Ja,“ rief Charlotte, „wir wollen meinen Bruder fragen, deſſen Urtheil man ſich hoffentlich fügen wird. Doch nun genug davon.“

„Geben Sie mir einen Handſchuh, liebe Charlotte... Sie wiſſen, daß ich nicht müßig ſein kann.“

Das war wieder ein Stein, den die muthwillige

dorine in den Garten der empfindlichen Madame Tendron warf, denn wir müssen bemerken, daß diese Dame, wenn sie zu Charlotten kam, um den Nachmittag oder Abend dort zuzubringen, zwar jedesmal eine angefangene Stickerei mitbrachte, aber nie daran arbeitete. Eine gute Freundin besuchen, sich gemächlich in einen bequemen Lehnstuhl strecken und ein wenig plaudern: das waren ihre Lieblingsbeschäftigungen.

Da sie es nicht wagte, die Bemerkung des jungen Mädchens aufzunehmen, weil sie dadurch ihren Hang zum Nichtsthun eingestanden haben würde, wendete sie sich schweigend um, nahm ihre Stickerei zur Hand, die sie hinter sich auf den Tisch gelegt hatte, und begann zum Schein daran zu arbeiten.

Obgleich diese pantomimische Bewegung ziemlich geschickt ausgeführt wurde, so entging sie doch weder der scharfblickenden Theodorine, noch der kurzsichtigen Charlotte.

„Ist Ihr Herr Neffe kürzlich wieder einmal bei Ihnen gewesen?" hob Erstere nach einer Pause an.

Jetzt spielte um Madame Tendron's Lippen ein boshaftes Lächeln und sie murmelte vor sich hin:

„Aha, jetzt kommt's!"

„Gustav?" rief Charlotte, deren Antlitz vor Freude strahlte, sobald die Rede auf ihren geliebten Neffen kam. Der Leichtfuß! ich sagte Ihnen doch vorgestern, daß er am Sonnabend bei mir gewesen sei... seitdem hat er sich nicht wieder blicken lassen, und heute ist Mittwoch... also vier Tage! vier Tage, ohne seine Tante zu besuchen! Ein schöner Patron! Zum Glück weiß ich von meinem Bruder, daß er nicht krank ist... er hat ihn gestern in den Champs Elysées zu Pferde gesehen. O, er reitet wie ein Kunstreiter aus dem Circus... es ist eine wahre Lust, ihn zu Pferde zu sehen!"

„Ihr Herr Neffe prakticirt also noch immer nicht?"

fragte Madame Tendron, indem sie anscheinend eine Nadel einfädelte.

„O ja, er praktizirt... wenn er Zeit hat... aber er kommt nicht dazu. Das ist auch kein Wunder... ein so hübscher junger Mann!... Alle Mädchen sind in ihn vernarrt, er macht so viel Eroberungen, daß er nicht weiß, wo er zuerst anfangen soll. Nun, er ist jung, und ich verdenke es ihm nicht, daß er sein Leben genießt.

„Allerdings kehrt die Jugend nicht wieder, wenn sie einmal entschwunden ist," bemerkte Theodorine mit einem Seitenblick auf Madame Tendron, die in stiller Wuth ihre Nadel zerbrach.

„Gustav erzählt mir oft seine Schwänke und Abenteuer," fuhr Charlotte fort. „Ich kann mir denken, warum er so lange nicht zu mir gekommen ist... er hat eben wieder ein neues Liebesverhältniß angeknüpft... mit einer Künstlerin..."

„Mit einer Künstlerin? was für eine Künstlerin?" fiel Theodorine lebhaft ein.

„Sie scheinen sich ungemein dafür zu interessiren, Mademoiselle," sagte Madame Tendron, indem sie sich auf ihrem Stuhle wiegte.

„Warum sollte ich nicht? Ich weiß, wie sehr Mademoiselle Charlotte ihren Neffen liebt, und ich interessire mich für Alle, die ihr theuer sind."

„Vortrefflich, vortrefflich!"

„Wie meinen Sie, Madame?"

„Vortrefflich, sage ich... das steht auch in jedem Wörterbuche!"

„Gustav's neue Flamme ist eine Kunstreiterin aus dem Hippodrom, die eine unvergleichliche Schönheit sein soll und gegen die Gewohnheit dieser Damen, welche in der Regel nicht

für Tugendheldinnen gelten, die glänzendsten Anträge eines steinreichen Spaniers ausgeschlagen hat.“

„Sie liebt also wohl Ihren Neffen ernstlich?“

„Ja, mein Kind, sie hat ihm gesagt, daß sie eine Omelette mit ihm einem gebratenen Hähnchen mit dem Spanier vorziehen würde... allerdings mag sie dabei wohl eine Omelette mit Trüffelsauce im Sinn gehabt haben.“

„Und Gustav liebt diese Kunstreiterin ebenfalls?“ fragte Theodorine, indem sie sich bemühte, eine Regung von Verdruß zu verbergen, die sich in ihren Gesichtszügen aussprach.

„Er glaubt es wenigstens, oder es ist vielmehr das Vergnügen, eine hübsche Eroberung Anderen streitig zu machen, denn er hat mir außerdem noch von einem Amerikaner erzählt, der sich aufhängen will, wenn sie ihn nicht erhört, von einem Italiener, der sie ermorden will, und von einem Deutschen, der geschworen hat, sie zu entführen.“

„Diese Dame scheint ja von allen Nationen der Welt verfolgt zu werden!“

„So eine Eroberung muß kostspielig sein,“ setzte Madame Tendron hinzu.

„Warum das?... mein Neffe ist hübsch genug, daß man ihn auch um seiner selbst willen lieben kann. Meine einzige Sorge ist die, daß seine Nebenbuhler Händel mit ihm suchen könnten. Gustav ist ein Hitzkopf, den eine Kleinigkeit veranlassen kann, seinen Gegner herauszufordern. Er hat schon zwei Duelle gehabt, was wir zum Glück erst nachher erfahren haben... ich hätte sonst Todesangst ausgestanden. Doch er hat mir versprochen, daß er jetzt gesetzter werden wolle. Horch, Theodorine, hörst Du nicht singen?“

„Nein... es scheint Jemand auf der Treppe sich zu räuspern.“

„Ich glaubte ſchon, es ſei Guſtav.“

„Der wird dieſen Abend wohl nicht mehr kommen, es iſt ja ſchon zehn Uhr.“

„O, er kommt zuweilen noch viel ſpäter... ich weiß, daß er halb zwölf noch gekommen iſt. Er meint, dies ſei noch ganz früh und um dieſe Stunde gehe er am liebſten über die Boulevards. Neulich Abend wollte er mich kurz vor Mitternacht noch mitnehmen, um mich mit Eis zu tractiren, und als ich mich dagegen ſträubte, ſagte er, ich würde „Rocaille,“ auch ein Wort, das ich mir von meinem Bruder erklären laſſen muß.“

„Rocaille? das iſt ja ein ganz bekanntes Wort,“ ſagte Madame Tendron; „es bedeutet eine Art Verzierung von kleinen Steinen und Muſcheln... eine Art antiker Moſaik... ich habe eine Stutzuhr von Rocaille.“

„Dann hat Guſtav wahrſcheinlich damit ſagen wollen, ich ſei altmodiſch... als ob ich jemals neumodiſch geweſen wäre!... Aber es kommt wirklich Jemand die Treppe herauf... ich höre ſchon wieder das vorige Geräuſch.“

„Nun, wir werden es ja erfahren, wer uns ſo ſpät noch die Ehre erzeigt.“

Kaum hatte Theodorine dieſe Worte ausgeſprochen, ſo öffnete ſich die Thür und der ſpäte Beſuch trat in Charlotten's Zimmer.

4.

Der Herr, der sich auf der Treppe räusperte.

Der Eintretende war ein Mann von sehr kleiner Statur, aber gewaltiger Corpulenz, Herr Curiace, der einer Dame von gewöhnlicher Größe kaum bis an die Schultern reichte; er würde für seine Kleinheit nicht übel gebaut gewesen sein, hätte er nicht einen kolossalen Umfang und einen so enorm dicken Kopf gehabt. Auch seine Hände und Füße waren eines sechs Fuß langen Regimentstambours würdig.

Herr Curiace war nicht gerade häßlich; er hatte ein muntres Gesicht, große blaue Augen und ziemlich gute Zähne; aber seine feisten Wangen glänzten wie Speck, und sein dicker Kopf war mit einem undurchdringlichen Walde krauser Negerhaare bedeckt, welche den Augenbrauen so nahe kamen, daß der kleine Mann fast gar keine Stirn hatte, was ihm ein wildes, igelähnliches Aussehen verlieh. Daher geschah es denn auch nicht selten, daß die Leute auf der Straße sich lächelnd nach ihm umblickten.

Herr Curiace wälzte sich förmlich über die Schwelle in das Zimmer, denn wegen seiner kurzen dicken Beine watschelte er wie eine Ente, was ihn aber nicht hinderte, die Damen mit einem höchst ausdrucksvollen Lächeln zu begrüßen. Der kleine Mann war ein großer Freund des schönen Geschlechts und in Folge dessen außerordentlich eitel und gefallsüchtig. Obgleich er in seiner Eigenschaft als Handlungscommis sehr oft bis spät Abends im Geschäft zubringen mußte, machte er doch jeden Tag zweimal Toilette. Des Abends zog er, das Wetter mochte sein wie es wollte, stets seinen Frack an, weil er meinte, daß er darin etwas länger aussehe. Er trug Stege

an den eng anliegenden Beinkleidern, welche seine runden Formen erkennen ließen, und Stiefeln mit hohen Absätzen, durch welche sein Gang, besonders in einem Zimmer, ziemlich geräuschvoll wurde.

Da Herr Curiace nur vierzehnhundert Franken Gehalt hatte, so konnte er natürlich keine großen Summen auf seine Toilette verwenden; durch Beschränkung seiner übrigen Ausgaben aber wurde es ihm doch möglich, immer feine und frische Handschuhe, sowie lackirte Stiefeln zu tragen und der Damenwelt eine ziemliche Quantität Blumensträuße zu spenden. Wenn es ihm gelang eine kleine Eroberung zu machen, die sich herabließ, bei einem Restaurateur ein gutes Diner oder Souper von ihm anzunehmen, so aß er nachher vierzehn Tage lang nichts Andres als trockne Kartoffeln und trank Wasser dazu, um zu sparen und bei vorkommenden Liebesabenteuern den grand seigneur spielen zu können.

Herr Curiace war vierzig Jahr alt und schrieb eine sehr schöne Hand; allein es hatte ihm nicht gelingen wollen, seinem Gedächtnisse die Regeln der Grammatik einzuprägen, und er machte daher in seinen schriftlichen Arbeiten so viele orthographische Fehler, daß er dadurch die Stellung, welche seine Handschrift ihm verschafft, immer wieder verlor. Ein von ihm geschriebener Brief erweckte auf den ersten Anblick allgemeine Bewunderung; las man denselben aber durch, so erstaunte man über die Menge schülerhafter Schnitzer, und kein Principal konnte sich entschließen, einen Correspondenten zu behalten, dessen Briefe nachträglich corrigirt werden mußten.

Endlich fand Herr Curiace doch noch eine dauernde Anstellung mit vierzehnhundert Franken bei einem Colonialwaarenhändler en gros in der Rue des Lombards, dem es in seiner Correspondenz auf einige orthographische Fehler mehr

oder weniger nicht ankam, wenn nur die laufenden Geschäfte gehörig besorgt wurden, sein Commis vor neun Uhr auf's Comtoir kam und im Laufe des Tages nicht mehr als einmal das geheime Cabinet besuchte.

Als Herr Curiace bei Charlotten eintrat, hatte er in der linken Hand zwei Rosen, von denen er ihr eine mit den Worten überreichte:

„Erlauben Sie mir, Fräulein Charlotte, daß ich Ihnen eine Blume offerire ... die Blumen sind für das schöne Geschlecht und das schöne Geschlecht ist für die Blumen geschaffen ..."

„Guten Abend, Herr Tom Pouce!" rief Charlotte, welche dem kleinen Herrn diesen Beinamen zu geben pflegte. Er fühlte sich dadurch zwar nicht sehr geschmeichelt, hatte sich aber endlich daran gewöhnt, weil ihm darum zu thun war, das freundschaftliche Verhältniß zu Charlotten aufrecht zu erhalten, bei der er jeden Abend weibliche Gesellschaft zu finden gewiß sein konnte, ein Umstand, der für einen so großen Freund des schönen Geschlechts von einiger Wichtigkeit war.

„Bringen Sie mir schon wieder Blumen?" fuhr Charlotte fort; „Sie sind doch immer galant ... die Nelke riecht köstlich!"

„Entschuldigen Sie, mein Fräulein, es ist keine Nelke, sondern eine Rose, mit Ihrer Erlaubniß ..."

„Ah so, also eine Rose ... sie riecht aber fast ganz wie eine Nelke."

„Dann ist es wahrscheinlich eine sogenannte ... Theerose."

„Meinen Sie? Die Theerose riecht also nelkenartig? ... Apropos, mein kleiner Tom Pouce, sagen Sie mir, was für ein sonderbares Geräusch machten Sie vorhin auf der Treppe?

Ich glaubte zuerst, es sei mein Neffe, der singend und trällernd heraufkäme."

„Ich weiß nicht, mein Fräulein, daß ich irgend ein Geräusch auf der Treppe gemacht hätte," entgegnete Curiace, der seine zweite Blume noch in der Hand hielt und ganz verlegen wurde, weil er nicht wußte, welcher von den beiden übrigen Damen er sie geben sollte. Madame Tendron aber, der er seit einiger Zeit sehr eifrig den Hof machte, warf ihm einen vielsagenden Blick zu, welcher bedeutete:

„Sind Sie etwa unschlüssig, wem diese Rose zukommt? ich will nicht hoffen! ..."

Curiace verstand diese stumme Sprache vollkommen und überreichte Madame Tendron sofort die zweite Blume, die sie wie einen ihr zukommenden Tribut annahm. Dann aber wendete er sich zu Theodorinen, die ihn mit einem halbunterdrückten Lachen von der Seite ansah, und sagte zu ihr:

„Hätte ich geglaubt, daß ich mehr als zwei Damen hier finden würde, so würde ich auch gewiß mehr als zwei Blumen mitgebracht haben. Nun, ein andermal werde ich mich besser vorsehen."

„Sie sind zu gütig, mein Herr, es bedarf gar keiner Entschuldigung," versetzte Theodorine; „ich finde es ganz natürlich, daß ältere Bekannte vor neueren den Vorzug haben."

Diese Worte begleitete sie mit einem reizenden Lächeln, das Herrn Curiace entzückte, Madame Tendron aber Veranlassung gab, ihre Stirn in Falten zu ziehen und vor sich hin zu murmeln:

„Dieses Mädchen besitzt eine an Unanständigkeit streifende Coketterie! ... ich glaube, sie möchte alle Männer für sich allein haben!"

Zu gleicher Zeit zupfte ſie ihn am Rockſchoße und ſagte, auf einen Stuhl zeigend, in gebieteriſchem Tone zu ihm:

„Setzen Sie ſich!“

Curiace gehorchte, obgleich er lieber ſtehen geblieben wäre, weil er ſich ſo ein wenig größer vorkam; aber Madame Tendron hatte ſchon eine bedeutende Herrſchaft über ihn gewonnen, der er ſich nicht zu entziehen wagte.

„Nun, lieber Nachbar,“ hob Charlotte jetzt wieder an, „erzählen Sie uns etwas Neues, wenn Sie etwas wiſſen, denn Sie ſind unſere Zeitung, da wir keine Journale halten und ſie eben ſo wenig im Kaffeehauſe leſen können.“

„Da Sie gern etwas Neues hören wollen, meine Damen, ſo will ich Ihnen ſagen, daß ich eben eine wunderſchöne Equipage geſehen habe. Prächtige Pferde ... koſtbar angeſchirrt ... mit rothen Schabraken ... ein Kutſcher mit gepuderter Perrücke ... neben ihm ein eleganter Bedienter ... und hintenauf ein Jäger ... Ich ſage Ihnen, es war ein herrlicher Anblick!“

„Und in dieſem prächtigen Wagen haben Sie gewiß auch Jemanden ſitzen ſehen?“

„Ja, allerdings, eine Dame, die mir mindeſtens ebenſo gefallen hat, wie ihre Pferde.“

„Hatte ſie vielleicht auch eine rothe Schabrake?“

„Verzeihen Sie, ich wollte ſagen, in ihrer Art. Sie war jung und wie eine Prinzeſſin gekleidet ... funkelnde Diamanten in den Ohren und am Buſen ... und dabei ein Paar Augen, die faſt eben ſo viel Feuer hatten, als ihre Diamanten!“

„Es iſt doch merkwürdig, daß Sie dies Alles ſo genau haben erkennen können,“ bemerkte Madame Tendron in gereiztem Tone. „Ich ſollte meinen, man hätte gar nicht Zeit,

die in einem vorüberfahrenden Wagen sitzenden Personen zu unterscheiden ... die schöne Dame müßte sich denn absichtlich herausgelehnt haben, um sich bewundern zu lassen."

„Wenn ich Ihnen erklärt haben werde, meine Damen, wie es kam, daß ich die Dame so genau sehen konnte, werden Sie sich nicht mehr darüber wundern. Die prächtige Equipage wollte nämlich in das schöne Hotel hier in der Nähe, das vor Kurzem zu verkaufen war, einfahren, und da der Thorweg nicht ganz geöffnet war, mußte sie einen Augenblick anhalten. Ich war genöthigt, so lange zu warten, bis die Equipage in den Thorweg einfahren konnte, und da die Laternen am Eingange den Wagen hell erleuchteten, so war es mir leicht, die darin sitzende Dame genau zu erkennen."

„Curiace ist vollkommen gerechtfertigt," sagte Charlotte; „also geben Sie sich zufrieden, Madame Tendron."

„Dies hindert mich nicht zu wiederholen, daß viele andere Männer vorübergegangen sein würden, ohne in den Wagen zu blicken. Aber Herr Curiace ist viel zu neugierig ... sobald er einen Hut oder eine Haube sieht, muß er wissen, was für ein Gesicht darunter steckt."

„Das leugne ich auch gar nicht, ich bin einmal ein Freund des schönen Geschlechts."

„Sie Leichtfuß! Ich dächte doch, es wäre Zeit, daß Sie ein wenig gesetzt würden."

„Warum das, Mademoiselle Charlotte? Ich brauche mich damit noch nicht zu beeilen, ich bin ja in meinen besten Jahren ..."

„Meinen Sie? Sie sind doch schon in den Vierzigen?"

„Allerdings, aber vierzig Jahre sind für einen Mann das schönste Alter."

„Dann brauche ich mich mit meinen vierundvierzig Jah-

ren am Ende auch noch nicht unter die Alten zu zählen, wie? ... Doch um auf Ihre schöne Dame zurückzukommen ... Sie sagten also, sie wohne hier in der Nähe?"

„Ja, denn ich habe mich erkundigt, als der Wagen verschwunden war und ein baumlanger Schweizer den Thorweg wieder geschlossen hatte. Ich fragte einen Portier, der nicht weit davon frische Luft schöpfte, ob dieses Haus, das meines Wissens unlängst zum Verkauf ausgeboten worden, jetzt wieder bewohnt sei. Der Portier oder vielmehr Hausmeister, denn Portiers giebt es in diesem Stadttheile gar nicht mehr ..."

„Ihre Reflexionen können Sie nachher machen, lieber Freund, jetzt erzählen Sie."

„Also der Hausmeister antwortete mir: Dieses große Hotel ist nicht mehr verkäuflich, mein Herr ... eine Dame hat es gekauft, die ungeheuer reich sein soll."

„— Ist es die, welche eben in der prächtigen Equipage ankam?"

„— Ja, diese ist es. O, ich sage Ihnen, sie lebt auf einem glänzenden Fuße!"

„— Hat sie einen Gatten?" — fragte ich weiter.

„— Nein, sie ist Wittwe."

„— Ah so ... und wissen Sie, wie sie heißt?"

„— Allerdings, sie heißt Frau von Monflanquin."

„Dies meine Damen, ist Alles, was ich über Ihre neue Nachbarin in Erfahrung gebracht habe."

„Frau von Monflanquin? ... das ist ja ein sonderbarer Name!"

„Ich finde ihn eben nicht schön," bemerkte Madame Tendron kopfschüttelnd.

„Wenn diese Dame so reich und so schön ist," sagte

Theodorine, „so wird es Leute genug geben, die ihren Namen sehr wohlklingend finden."

„Sie glauben also Alles, was Tom Pouce uns von ihr erzählt hat?" rief Charlotte. „Sehen Sie denn nicht, daß er sie uns nur deshalb so schön und so reich geschildert, um uns eifersüchtig zu machen? ... Der Schelm wird als Bewerber um ihre Hand auftreten."

Herr Curiace strich sich das Kinn und sagte schmunzelnd:

„Ja, ja, das wäre so übel nicht ... wenn ich wüßte, daß ihr darum zu thun wäre, einen starken Mann zu bekommen ... denn was die Körperkraft anlangt, so fürchte ich Keinen, auch den Größten und Stärksten nicht."

„Wir wissen, daß Sie stark sind, lieber Tom Pouce, wenigstens sagen Sie es uns oft genug. Beweise von Ihrer außerordentlichen Körperkraft haben Sie uns freilich noch nicht gegeben ... wir müssen Ihnen auf's Wort glauben."

„Was soll ich thun, Fräulein Charlotte, um es Ihnen zu beweisen? Soll ich Sie mit ausgestrecktem Arme auf der einen Hand und Madame Tendron auf der anderen tragen?"

„Nein, das sollen Sie nicht. Machen Sie Ihre Kraftproben an Madame Tendron allein, wenn sie Vergnügen daran findet, ich habe keine Lust, Ihnen als Gewicht zu dienen."

„Woraus schließen Sie, Mademoiselle, daß ich geneigt bin, mich dazu herzugeben?"

„Nun, was wäre dabei, wenn es Ihnen sonst Spaß machte?"

„Wollen Sie mich mit ausgestrecktem Arme tragen, Herr Curiace?" fragte jetzt Theodorine, welche jede Gelegenheit benutzte, um Madame Tendron ein wenig zu ärgern.

„Ja wohl, mein Fräulein, mit Vergnügen!" erwiederte

der keine Mann, hoch erfreut, seine Kraft zeigen zu können, indem er aufstand und sich dem jungen Mädchen näherte.

„Halt, noch einen Augenblick Geduld, Herr Curiace ... erst müssen Sie mir sagen, wo Sie mich anfassen wollen."

„Wo Sie wünschen, mein Fräulein, wenn es nur eine Stelle ist, die meiner Hand einen Anhalt bietet. Bei den Haaren würde es zum Beispiel sehr gut gehen."

„O, Sie abscheulicher Mensch! bei den Haaren wollen Sie mich emporheben? das würde mir ja entsetzliche Schmerzen verursachen!"

„Nicht doch, Sie irren sich."

„Gleichviel, ich danke dafür; suchen Sie eine andere Stelle."

„Aber es muß auch eine sein, wo ich Sie ordentlich anfassen kann. Was meinen Sie zu den Schultern?"

„Nein, da könnten Sie mir Schaden thun ... ich könnte schief werden."

„Nun, so will ich Sie um die Taille fassen."

„Auch nicht, mein Kleid könnte platzen, ich kann mir nicht alle Tage ein neues kaufen."

„Dann weiß ich keine Stelle mehr ... Sie müßten denn ... aber ich glaube kaum ... ich wage nicht, Ihnen vorzuschlagen ..."

Die Augen des kleinen Mannes leuchteten, während Madame Tendron sich unruhig auf ihrem Stuhle bewegte und Charlotte in ein lautes Gelächter ausbrach.

„Sie wissen also keinen anderen Ort mehr, Herr Curiace?" fragte Theodorine, die sich auf die Lippen beißen mußte, um ernsthaft zu bleiben.

„Entschuldigen Sie, mein Fräulein, ich weiß noch einen

... haben Sie die Güte, ſich auf meine Hand zu ſetzen, ich werde Sie forttragen wie eine Feder."

„Auf Ihre Hand ſoll ich mich ſetzen, Herr Curiace? ... Nein, das thue ich nicht, ich könnte das Gleichgewicht verlieren. Ich will Ihnen etwas ſagen, es wird am beſten ſein, Sie nehmen einen Tiſch."

Statt aller Antwort ergriff der kleine Mann einen viereckigen Tiſch, der in einem Winkel des Zimmers ſtand, und hob ihn mit einer Hand empor. Mit triumphirender Miene hielt er das Möbel eine Weile auf dem ausgeſtreckten Arme: da wurde die Thür plötzlich von Neuem geöffnet und Charlotten's Bruder erſchien.

„Ah!" rief er aus, indem er Curiace lächelnd betrachtete, „wie es ſcheint, werden hier Kraftproben gezeigt?"

„Ja, lieber Jean, Herr Curiace giebt uns Beweiſe von ſeiner Körperkraft. Guten Abend, lieber Bruder, wie geht es Dir?"

„Ich danke Dir, liebe Schweſter ... guten Abend, meine Damen."

„Ergebener Diener, Herr Moulinard," ſagte jetzt Curiace, indem er ſich entſchloß, den Tiſch wieder niederzuſetzen, und dem Advocaten eine Verbeugung machte.

„Guten Abend, Herr Curiace. Wie geht das Geſchäft? immer gut?"

„O, nur zu gut, ſo gut, daß ich den ganzen Tag keinen Augenblick Zeit für mich erübrigen kann. Ich ſagte es aber auch vorgeſtern meinem Principal: — Sie ſpannen mich an, wie einen Fiakergaul, ſagte ich zu ihm, aber die menſchliche Kraft und Geduld hat ihre Grenzen ..."

„Kennen Sie eine Frau von Monflanquin, Herr Moulinard?" fiel Madame Tendron dem redſeligen Handlungs-

commis in's Wort, indem ſie ihre Stickerei hinter ſich auf den Tiſch warf.

„Frau von Monflanquin? ... nein, Madame, ich kenne Niemanden dieſes Namens. Was iſt mit der Dame?"

„Es iſt unſere neue Nachbarin, wie uns Herr Curiace eben berichtet hat. Sie hat das ſchöne Hotel nebenan gekauft und ſoll unermeßlich reich ſein."

„Ich habe in der That vorhin auch bemerkt, daß dieſes Hotel jetzt bewohnt iſt; alle Fenſter waren glänzend erleuchtet, wie bei feſtlichen Gelegenheiten."

„Sehen Sie, meine Damen, daß ich Ihnen keine Unwahrheit geſagt habe. Ja, die Beſitzerin des Hotels, eine junge und ſchöne Wittwe, heißt Frau von Monflanquin."

„Nun, ich muß geſtehen, daß mir dies Alles ſehr gleichgültig iſt."

„Ja, das wiſſen wir, Du kümmerſt Dich wenig um ſolche Dinge ... Du biſt nicht wie Tom Ponce, der ſchon von der Eroberung der jungen Wittwe träumt!"

„O, Mademoiſelle Charlotte, wie können Sie ſo etwas glauben!"

„Ja, ja, Sie denken ſchon beſtändig an die Dame, und das macht Sie ſo zerſtreut, daß Sie nicht wiſſen, was Sie ſprechen und thun. Wirſt Du es glauben, lieber Bruder, daß er Theodorinen vorhin bei den Haaren emporheben wollte?"

Moulinard ſchien an dieſer Unterhaltung kein beſonderes Intereſſe zu nehmen, der Ausdruck ſeiner Geſichtszüge war ernſter und gedankenvoller, als gewöhnlich; Charlotte aber bemerkte dies wegen ihrer Kurzſichtigkeit nicht und ſie ſagte daher, zu dem erſten Thema zurückkehrend:

„Du kennſt doch alle Adeligen und Vornehmen des vori-

gen Regime, alle alten Magiſtratsfamilien, alle Generale, die ſich ausgezeichnet, kurz alle Leute, die ſich auf dieſe oder jene Weiſe einen Namen gemacht haben, und eine Familie Monflanquin iſt Dir noch nie vorgekommen? Du kannſt uns nicht ſagen, ob unſere Nachbarin einem alten Geſchlecht entſproſſen, oder ob ſie von einem unſerer modernen Heroen der Ariſtokratie abſtammt? Das iſt Schade, denn Tom Pouce möchte gewiß gern etwas Näheres über die ſchöne junge Wittwe wiſſen, ehe er um ihre Hand anhält."

„Ich wiederhole Dir, daß ich den Namen noch nie gehört habe. Aber biſt Du nicht bald zu Ende mit dieſer uns völlig fremden Dame? Ich begreife nicht, wie man ſich ſo angelegentlich um Leute bekümmern kann, die Einen nichts angehen."

Dieſe Worte hatte Moulinard in einem Tone ausgeſprochen, der eben nicht die beſte Laune verrieth.

„Jean ſcheint dieſen Abend nicht aufgelegt zum Scherzen," ſagte Charlotte leiſe zu Theodorinen, und dieſe erwiederte, ihre Nähterei zuſammenpackend:

„Ich glaube, Ihr Herr Bruder hat etwas mit Ihnen zu ſprechen ... wir wollen Sie allein laſſen, es iſt ohnehin ſchon ſpät und hohe Zeit, nach Hauſe zu gehen."

„Madame Tendron, ich bin eben Ihrem Gemahl begegnet, der aus ſeinem Kaffeehauſe kam," ſagte Moulinard zu der rothwangigen Dame, worauf dieſe ſich ſogleich erhob und ausrief:

„Wie? ſchon ſo zeitig? Dann hat er gewiß Unglück im Domino gehabt."

„So zeitig, fragen Sie? ... es iſt ja bald halb zwölf."

„Iſt es möglich? Mein Gott, wie doch in Geſellſchaft die Zeit vergeht!"

„Sehr schmeichelhaft für uns," bemerkte Charlotte.

„So wollen wir aufbrechen. Herr Curiace, werden Sie so freundlich sein, mich nach Hause zu begleiten?"

„Gewiß, verehrte Dame, mit dem größten Vergnügen ... ich bin stolz darauf ... daß ..."

„Sagen Sie ihr das Uebrige unterwegs, lieber Tom Ponce."

„Der Weg ist nicht weit ... Madame wohnt ganz in der Nähe ... doch gleichviel, wir müssen immer bei dem schönen Hause der reichen Wittwe vorüber ... vielleicht ist es noch erleuchtet ..."

„Wenn Sie nun nicht aufhören, von Ihrer Frau von Monflanquin zu sprechen, Herr Curiace, so danke ich für Ihre Begleitung ... das wird ja unausstehlich!"

„Ich werde ihrer mit keiner Sylbe mehr erwähnen, da es Ihnen unangenehm ist. Fräulein Theodorine geht doch auch mit?"

„Allerdings, aber ich bedarf keiner Begleitung, da ich im Hause wohne ... im anderen Flügel."

„Das ist Ihnen wohl gar nicht recht, kleiner Verführer, nicht wahr?" sagte Madame Tendron leise, indem sie ihrem Anbeter unsanft den Arm drückte.

„Wie so, Madame? Sie dürfen meine vorige Frage nur der französischen Galanterie zuschreiben, die einem Manne nicht gestattet, eine Dame des Abends allein gehen zu lassen."

„Schon gut, wir kennen Sie, mein Herr! Hätten Sie vorhin Mademoiselle Theodorinen auf einer Hand getragen, ich würde sicherlich kein Wort wieder mit Ihnen gesprochen haben."

Während dieses kurzen Dialogs hatte Madame Tendron Hut und Shawl genommen und sich zum Fortgehen bereit ge-

macht, ebenso auch Theodorine. Die kleine Gesellschaft empfahl sich hierauf, und Madame Tendron nöthigte Herrn Curiace, vorauszugehen, weil sie fürchtete, er könne sonst dem jungen Mädchen auf der Treppe die Hand reichen.

5.

Oheim und Tante.

Als sämmtliche Gäste sich entfernt hatten, begann Moulinard mit großen Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen, wie ein Mann, der zu aufgeregt ist, um an einer Stelle zu bleiben. Charlotte nahm ihre Arbeit, die sie nur weglegte, wenn sie essen oder schlafen wollte, wieder zur Hand und sagte zu ihrem Bruder:

„Jetzt sind wir allein, und Du kannst mir nun mittheilen, was Du auf dem Herzen hast ... denn daß Du gekommen bist, um mir etwas Wichtiges zu sagen, erkannte ich gleich Anfangs an Deiner Stimme, und überdies konntest Du es auch nicht erwarten, daß die Gesellschaft fortging. Ist etwa mit Gustav etwas vorgefallen? ... ist er vielleicht krank?“

„Nein, er befindet sich sehr wohl, ich habe ihn noch diesen Abend bei Tortoni Eis essen sehen. Es wäre mir jedoch viel lieber, er wäre krank.“

„Wie? er will sich doch nicht schon wieder schlagen?“

„Nein ... auch das wäre mir immer noch lieber.“

„Du würdest es lieber sehen, wenn er krank wäre oder gar ein Duell vorhätte? ... Mein Gott, was bedeutet denn das? ... Erkläre Dich, Jean, Du sprichst in Räthseln ... Was ist geschehen?“

„Du sollst es erfahren. Als ich diesen Abend von einem rechtschaffenen Kaufmann zurückkam, den einer seiner Concurrenten chikaniren will, begegnete ich einem gewissen Desrepaire ... Du weißt, jenem Anwalt, der alle schlechten Klagsachen übernimmt, der den jungen Leuten behülflich ist, sich zu ruiniren, indem er ihnen Geld zu wucherischen Zinsen verschafft, der die einfachsten Fragen verwirrt, weil ihm darum zu thun ist, jeden Proceß in die Länge zu ziehen, anstatt ihn baldigst zu Ende zu führen, und der für ein Frühstück oder ein Mittagsmahl mit dem gemeinsten Verbrecher Arm in Arm gehen würde, kurz einer von den Menschen, die ein Schandfleck der Gesellschaft sind und die man mit Stockschlägen aus dem Justizpalaste hinaustreiben sollte, weil sie ihre Kenntnisse und ihren natürlichen Verstand nur im Interesse von Schurken und Gaunern verwenden. Dieser Desrepaire hat mir schon zehnmal Processe angetragen, die ich alle zurückwies, weil sie auf keiner reellen Grundlage ruhten, und seitdem kann er mich nicht leiden, denn die Schurken haben stets einen geheimen Groll gegen diejenigen, die sie vergebens auf ihre Stufe herabzuziehen versuchten. Doch mir ist es sehr gleichgültig, welche Gesinnungen dieser Mensch gegen mich hegt. Also ich war diesen Abend ganz erstaunt, ihn auf mich zukommen zu sehen, da er schon seit langer Zeit nicht mehr mit mir gesprochen und mir nicht einmal die Ehre erzeigt hat, mich zu grüßen, was mir sehr angenehm war. Er blieb also vor mir stehen, begrüßte mich sehr artig, doch mit einem boshaften Lächeln, und die Lösung des Räthsels ließ nicht lange auf sich warten.

„— Apropos," sagte er, „haben Sie nicht einen Neffen Namens d'Eparville?"

„— Allerdings; warum?"

„— Er ſcheint ein kleiner Leichtfuß zu ſein, der nach Möglichkeit ſein Leben genießt ... er macht Schulden ... Wechſelſchulden ... Nun, ich mache ihm keinen Vorwurf daraus, denn er iſt jung, und Jugend will austoben.“

„— Mein Neffe iſt kein Cato,“ entgegnete ich; „aber wenn er auch ſein Leben genießt, ſo bin ich doch überzeugt, daß er keine Schulden macht, am allerwenigſten Wechſelſchulden, denn er hat ein ganz hübſches Vermögen. Sie ſehen alſo, daß Sie über ihn ſehr ſchlecht unterrichtet ſind.

„— Nicht doch, ich bin ſehr gut unterrichtet,“ verſetzte er; „wenn Ihr Neffe Vermögen hatte, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß er es durchgebracht hat. Dies kommt ebenfalls alle Tage vor, beſonders wenn man Tänzerinnen und Kunſtreiterinnen unterhält, bei den Pferderennen Wetten macht und fortwährend ein Reitpferd und einen Bedienten zu ſeiner Verfügung haben will, kurz wenn man lebt, wie ein reicher Banquier. Herr d'Eparville ſtellt nicht allein Wechſel aus, ſondern er bezahlt ſie ſogar nicht am Verfalltage; mit einem Worte, es ſteht ſchlecht mit ihm und Niemand will ſeine Papiere mehr nehmen.“

„— Ich verlange Beweiſe für dieſe Behauptung, mein Herr, wenn ich Sie nicht für einen ſchändlichen Lügner und Verleumder erklären ſoll!“ —

„Ohne ſich durch dieſe Worte im Geringſten irre machen zu laſſen, zog Desrepaire eine alte ſchmutzige Briefta ſche hervor und nahm daraus einen Wechſel, den er mir präſentirte. Derſelbe lautete auf vierhundert und funfzig Franken und war von Guſtav, deſſen Handſchrift ich genau kenne, acceptirt.“

„Allmächtiger Gott!“ rief Charlotte, indem ſie ihre Arbeit fallen ließ und in den Stuhl zurückſank; „iſt es wirklich wahr, daß Guſtav dieſen Wechſel ausgeſtellt? ... Doch,

im Grunde ist es ja kein Verbrechen, Wechsel auszustellen, wenn man sie zur rechten Zeit bezahlt."

„Warte nur, ich bin noch nicht zu Ende. — „Sehen Sie diesen Wechsel hier," sagte Desrepaire, „er ist schon zweimal prolongirt worden. Allerdings hat Herr d'Eparville jedesmal die Verzugszinsen bezahlt, der gegenwärtige Inhaber aber will nicht warten, weil er erstens sein Geld braucht und außerdem auch nicht ganz ohne Sorge ist, denn, wie ich Ihnen schon vorhin sagte, die Unterschrift des Herrn d'Eparville gilt an der Börse nicht mehr für gut ... man hält es für ein sehr schlechtes Zeichen, wenn Jemand seine Papiere wiederholt prolongiren läßt. Dieser Wechsel ist morgen fällig, und sollte Ihr Neffe ihn nicht honoriren, so bin ich beauftragt, sofort klagbar gegen ihn aufzutreten und die Sache bis zum Wechselarrest zu treiben. Ich habe es deshalb für meine Pflicht gehalten, Sie hierauf aufmerksam zu machen, damit Sie Ihren Neffen veranlassen, für Deckung zu sorgen."

„— Sie benachrichtigen mich ein wenig spät, da der Wechsel morgen schon fällig ist," erwiederte ich ihm; „aber fürchten Sie nichts, er wird honorirt werden ... lassen Sie mich einige Worte darauf schreiben."

„Ich winkte ihm, mir zu folgen und trat in ein Kaffeehaus, wo ich mir Schreibzeug geben ließ und unter den Wechsel die Bemerkung setzte: Im Nothfall beim Advocat Moulinard, Rue Tronchet. Dann gab ich dem Schurken das Papier zurück und er entfernte sich mit einem hämischen Lächeln."

„Ich kann mich von meinem Erstaunen noch gar nicht erholen!" rief Charlotte, der alle Lust zu arbeiten vergangen war. „Gustav! der jährlich sechstausend Franken zu verzehren hat!"

„Hatte, wirſt Du ſagen müſſen, denn aller Wahrſcheinlichkeit nach hat er ſie nicht mehr. Wirſt Du nun immer noch behaupten, daß Dein Neffe ein liebenswürdiger junger Mann ſei, den alle Frauen anbeten müſſen, daß er wohl daran thue, ſich zu amüſiren und Eroberungen zu machen? Hätteſt Du ihn, wenn er zu Dir kam, um Dir ſeine tollen Streiche zu erzählen, geſcholten, ſo würde er ſich vielleicht gebeſſert haben, aber Du haſt ihn verzogen und in ſeinem Leichtſinn beſtärkt!“

„Wie? ich ſoll ihn verzogen haben? ... Das ſage nicht, Jean. Hätteſt Du ihn mir von Jugend auf ganz überlaſſen, anſtatt ihn auf's Gymnaſium zu ſchicken, ſo würde er gewiß ſolider und geſetzter geworden ſein, denn dieſe jungen Leute erzählen und lehren ſich gegenſeitig mancherlei Dinge, die ſie über Eurem Griechiſch und Latein nicht vergeſſen. Ein hübſcher Menſch iſt und bleibt er übrigens bei alledem, das weißt Du ſo gut wie ich; mag er auch einen Wechſel ausgeſtellt haben, dadurch wird er noch nicht häßlich.“

„Ja, aber in moraliſcher Beziehung iſt er nicht mehr das, was er früher war. Wenn er das ſchöne Vermögen, das ſein Vater durch angeſtrengte Thätigkeit erworben, in der kurzen Zeit leichtſinnig durchgebracht hat, ſo iſt das ein unwiderleglicher Beweis, daß er ein charakterloſer Menſch iſt, der nur für Müßiggang und Ausſchweifungen Sinn hat. Was wird aus Deinem hübſchen Neffen werden, wenn er die Mittel nicht mehr hat, um ſich Maitreſſen zu halten, ſeine Freunde zu bewirthen und im Gehölz von Boulogne umherzugaloppiren? ... Mich ſchaudert bei dem Gedanken daran, denn, unter uns geſagt, er thut gar nichts, jede ernſte Beſchäftigung iſt ihm ein Gräuel und er hat nicht einmal natürliches Talent. Es wird alſo ſchließlich nichts weiter aus ihm

werden, als eines jener Kneipgenies, bei denen kein Menſch weiß, wovon ſie eigentlich leben, die den ganzen lieben Tag Billard oder Domino ſpielen, die nicht bezahlen, wenn ſie verlieren und Zeter ſchreien, wenn man ſie nicht bezahlt; die Alles, was ſie genießen, aufſchreiben laſſen und wenn ihnen der Wirth nicht mehr creditiren will, plötzlich wegbleiben, um in einem andren Kaffeehauſe das nämliche Treiben von Neuem zu beginnen. Dieſe Burſchen ſind immer elegant gekleidet, man ſieht ſie bei jeder erſten Aufführung eines neuen Stücks im Schauſpielhauſe, ſie haben beſtändig die Taſchen voll Theater- und Concertbillets, und woher nehmen ſie dieſe? Ich weiß es nicht, denn ich mag nicht glauben, daß die Theaterdirectionen es vorziehen, ihre Häuſer mit ſolchen Menſchen zu füllen, anſtatt die Billets achtbaren Leuten zu geben, die freilich nicht ſo viel Lärm in ihrer Loge machen. Dein Neffe iſt auf dem beſten Wege zu einer ſolchen Lebensweiſe ... Aber nein, dahin ſoll es nicht kommen!... Eher würde ich..."

„Ich bitte Dich, lieber Bruder, laß Dich nicht vom Zorne hinreißen und mache die Sache nicht ſchlimmer, als ſie iſt. Du weißt, daß Guſtav ein gutes Herz und einen ehrenwerthen Charakter hat, und wer das hat, der kann nichts wirklich Schlechtes thun."

„Ja, vor einigen Jahren hatte er noch ein gutes Herz und einen ehrenhaften Charakter, aber wer ſagt Dir, daß er dieſe trefflichen Eigenſchaften jetzt nicht verloren hat? können nicht ſchlechte Bekanntſchaften ihn verdorben haben?"

„Wo ſollte er dieſe gemacht haben? Er bewegt ſich ja nur in den höheren Kreiſen der Geſellſchaft."

„Du ziehſt wunderbare Schlüſſe, Schweſter! Gefährliche Menſchen giebt es überall. In den ſogenannten höheren Geſellſchaftskreiſen verbirgt ſich das Laſter unter einnehmende

bestechenden, selbst distinguirten Formen, aber eben deshalb ist es um so mehr zu fürchten. Ich habe Gustav häufig in Gesellschaft eines gewissen Monserville gesehen, der sieben bis acht Jahre älter ist als er. Dieser Monserville ist ein schöner Mann, kleidet sich mit ausgesuchter Eleganz und hat das feine Benehmen, aber auch den impertinenten Ton des aristokratischen Dandy. Er soll Vermögen besitzen, was wohl sein kann; allein er gilt für einen René und Verführer, der nur darauf ausgeht, Mädchen und Frauen zu hintergehen. Ich weiß, Du wirst mir darauf entgegnen, daß die Frauen selbst schuld sind, wenn sie hintergangen werden, und daß man nur solche verführt, die gern verführt sein wollen. Dies ist jedoch falsch, denn es werden auch nicht wenige junge Mädchen nur dadurch verführt, daß sie arglos, ohne etwas Böses zu ahnen, in eine ihnen gelegte Schlinge gehen. Ich könnte Dir tausend Beispiele davon anführen, aber es ist jetzt keine Zeit dazu. Kurz und gut, von seinem Monserville kann Gustav nur Schlechtes lernen, und überdies veranlaßt er ihn zu Geldausgaben, die unser Neffe sich nicht erlauben sollte, da sein Vermögen dazu nicht bedeutend genug ist. Außer diesem hat Gustav noch mit einigen solchen Müßiggängern und Kaffeehausgenies Umgang, von denen ich vorhin sprach, welche Gott weiß von was leben und die um so gefährlicher sind, als sie einen unverwüstlichen Humor besitzen und immer lustige Schwänke und Possen zu erzählen wissen. Wenn übrigens Gustav sich dann nebenbei auch noch mit Kunstreiterinnen abgiebt, so ist es allerdings kein Wunder, wenn er mit sechstausend Franken nicht auskommt."

„Aber diese liebte ihn aufrichtig... sie zog ihn amerikanischen, deutschen und spanischen Millionären vor... sie begnügte sich zum Abendessen mit Omeletten..."

„Meine gute Charlotte, Du bist in jeder Beziehung kurzsichtig.“

„Darüber wollen wir uns jetzt nicht streiten. Du sagtest vorhin, Du habest Gustav diesen Abend bei Tortoni gesehen; also hast Du ihn doch gesprochen?“

„Als ich ihn dort sah, war mir der nichtswürdige Desrepaire noch nicht begegnet. Nach meiner Unterredung mit demselben kehrte ich eiligst auf den Boulevard zurück, wo ich Gustav gesehen, fand ihn aber nicht mehr dort. Ich ging dann in seine Wohnung, aber ebenfalls vergebens, und sein Hausmeister sagte mir mit einem spöttischen Lächeln: „Ich glaube, Sie würden Ihren Herrn Neffen umsonst hier erwarten, denn er ist schon mehrere Nächte hintereinander gar nicht nach Hause gekommen und aller Wahrscheinlichkeit nach wird er auch heute nicht kommen. Er führt jetzt einen schönen Lebenswandel, das muß man sagen!“ — Ich fragte hierauf den Hausmeister, ob Gustav ihm Geld übergeben habe, um einen Wechsel zu bezahlen, der morgen präsentirt werden würde. — „Gott bewahre, keinen Sou!“ erwiederte er mir unter neuem Gelächter; „hätte ich Geld von ihm in Händen, so würde das bald Liebhaber finden, denn alle Augenblicke kommen Leute zu mir, welche Forderungen an ihn haben und bezahlt sein wollen.“ — Du siehst also, Charlotte, daß er bis über die Ohren in Schulden steckt, und ich fürchte sehr, er hat schon sein ganzes Vermögen verschwendet.“

„O das ist schrecklich! Ich möchte weinen!“

„Dadurch wird das Uebel nicht besser.“

„Uns kein Wort davon zu sagen!...“

„Besser wär's freilich gewesen, er hätte uns seine Lage entdeckt.“

„Wozu haſt Du denn unter jenen Wechſel geſchrieben: Im Nothfall beim Advocat Moulinard?"

„Damit man ihn mir präſentirt, wenn Guſtav nicht zahlt."

„Alſo mußt Du ihn in dieſem Falle bezahlen?"

„Ich muß nicht, aber ich werde ihn bezahlen, ich hoffe es wenigſtens... denn ich will nicht, daß Guſtav ſeiner Unterſchrift Schande macht."

„Daran erkenne ich meinen braven Jean!... Beſitzeſt Du aber auch die dazu nöthige Summe?"

„Leider nicht, ich habe nur zweihundert Franken, die ich vor einiger Zeit auf die Seite gelegt."

„Ich habe auch etwa hundertzwanzig Franken, die ich mir nach und nach geſpart, und ich brauche Dir wohl nicht erſt zu ſagen, daß ich ſie herzugeben bereit bin; allein das reicht noch immer nicht zu."

„Nein es fehlen noch hundertdreißig Franken. Ich habe daher an meine goldene Uhr gedacht, Charlotte, der einzige Gegenſtand von Werth, den ich beſitze... dieſe ſollſt Du morgen früh verpfänden. Glaubſt Du, daß man uns hundertdreißig Franken darauf leihen wird?"

„Armer Bruder! Es ſchmerzt mich in der Seele, daß Du Deine Uhr miſſen ſollſt, die Du ſo ſchwer entbehren kannſt!..."

„Das iſt das Wenigſte; es fragt ſich nur, ob wir die uns nöthige Summe darauf geliehen bekommen."

„O ja, ich hoffe es, ich zweifle nicht daran," ſagte Charlotte, und im Stillen ſetzte ſie hinzu: „Sollte ich für die Uhr allein nicht ſo viel bekommen, ſo lege ich einen Theil meiner Wäſche dazu."

„Vergiß auch nicht, Charlotte," hob der Advocat wieder an, der jetzt ruhiger geworden war, „daß ich das Geld bei

Zeiten haben muß... spätestens um zehn Uhr. Glaubst Du es bis dahin herbeischaffen zu können?"

„O ja, ich denke wohl. Die Leihhäuser werden zwar erst um zehn Uhr geöffnet, aber ich werde schon etwas früher hingehen, damit ich eine der Ersten bin, und so rasch als möglich zurückkommen."

„Es wird Dir gewiß peinlich sein, meine gute Charlotte, an einen solchen Ort zu gehen, den Du in Deinem Leben noch nicht besucht hast."

„Das ist Nebensache. Was mir weh thut, ist der Lebenswandel unsres Gustav und der Umstand, daß Du Dich Deiner Uhr entäußern mußt, welche Du so nothwendig brauchst. Du magst es mir übrigens übel nehmen oder nicht, ich muß Dir bei dieser Gelegenheit abermals wiederholen, daß Du, wenn Du gewollt hättest, jetzt in ganz anderen Verhältnissen sein könntest. Du könntest reich sein, denn Du hast Talent und bist als ein tüchtiger Advocat bekannt. Wie oft habe ich nicht gehört und gesehen, daß man Dir für die Uebernahme eines Processes zwei-, dreitausend Franken bot und Dir noch einmal so viel versprach, wenn Du ihn gewännest, aber Du nahmst es nicht an. Was hast Du nun davon? daß Du es zu nichts gebracht hast und es nie zu etwas bringen wirst."

„Ich bereue es nicht so gehandelt zu haben und werde auch ferner so handeln. Meine Armuth ist mir lieber als unredlich erworbener Reichthum, das wird stets mein Grundsatz bleiben. Was kann ich übrigens dafür, daß mir so viele Processe zugewiesen worden sind, die mir nichts einbrachten, und glaubst Du, daß es mir leid ist, Armen und Unglücklichen meinen Beistand geliehen zu haben? Ich möchte wohl wissen, ob es einen Einzigen giebt, bei dem Du es bedauern könntest, daß ich mich seiner Sache angenommen und ihn vertheidigt

habe. Ich will Dir Einige nennen. Zum Beispiel Ballaugier, ein armer Handwerker mit zahlreicher Familie. Ihm fiel eine kleine Erbschaft zu, die an sich zwar nicht bedeutend, für so arme Leute aber doch ein Capital war. Ein entfernter Verwandter wollte sie ihm streitig machen und fing deshalb einen Proceß an. Er war ein reicher Mann, der die Mittel besaß, um einen Advocaten bezahlen zu können, und er hatte einen sehr schlauen und durchtriebenen angenommen. Der arme Ballaugier wußte nicht, was er anfangen und an wen er sich wenden sollte. Ich ging zu ihm, ließ mir die Sache von ihm auseinandersetzen und erkannte sogleich, daß das gute Recht auf seiner Seite war. Ich übernahm die Führung des Processes und hatte das Glück ihn zu gewinnen. Ballaugier wollte mich dann bezahlen, aber hätte ich Geld von ihm genommen, so würde ich dadurch mein gutes Werk wieder zerstört haben, denn während der Dauer des Processes fehlte es dem armen Teufel an Arbeit und überdies hatte die Angst und die Sorge seine Frau auf's Krankenlager geworfen. Würdest Du von diesen Leuten etwas genommen haben?"

„Nein gewiß nicht. Ich entsinne mich auch noch, wie die armen Leute den Segen des Himmels auf Dich herabriefen."

„Solltest Du mich ferner etwa deshalb tadeln, daß ich Madame Noiremont vertheidigt habe, jene hübsche junge Frau, die ihr Gatte, mit dem sie erst vier Jahr verheirathet war, auf das Empörendste behandelte? Dieser Mann hatte ihre Mitgift an sich genommen, obgleich er selbst wohlhabend war, und wollte weder sie noch ihr Kind mehr erhalten. Er lebte mit seiner Maitresse und kam nur nach Hause, um seine unglückliche Gattin durch die abscheulichsten Auftritte zu peinigen. Die Arme würde Alles mit stiller Ergebung ertragen haben, wenn sie allein gewesen wäre, aber ihr Kind konnte sie

nicht Mangel leiden sehen, und sie rief daher das Gericht um Schutz und Beistand an. Aus Rache dafür hatte ihr Mann die unerhörte Frechheit sie der Pflichtvergessenheit zu beschuldigen. Er erfand eine Menge abscheulicher Lügen und bestach sogar Leute, damit sie seine schändlichen Behauptungen unterstützten. Die arme Frau würde der Last ihres Unglücks vielleicht erlegen sein, denn als sie sah, daß sie angeklagt wurde und sich vertheidigen mußte, sank ihr der Muth und sie konnte nur noch weinen und ihr dreijähriges Mädchen, das man ihr zu entreißen drohte, an die Brust drücken. Zum Glück kam mir die Geschichte zu Ohren. Ich begab mich zu Madame Noiremont, sprach ihr Muth ein, und erbot mich ihre Vertheidigung zu übernehmen. Ich überzeugte die Richter von der Schändlichkeit ihres Gatten und gestützt auf das vorliegende Factum thätlicher Mißhandlung gelang es mir eine Trennung zu erwirken und der unglücklichen Frau ein bestimmtes Jahrgeld auszumachen, das Noiremont ihr zahlen muß. Meinst Du, ich bedaure es, daß ich dies gethan und mich geweigert habe, von einer Frau, die eben nur so viel bekommt, um nothdürftig mit ihrem Kinde leben zu können, eine Vergütung für meine Bemühungen anzunehmen?"

„O wer könnte Dich deshalb tadeln! Die arme Madame Noiremont, eine so liebenswürdige und brave Frau!... Aber Du brauchst mir dies Alles nicht zu erzählen, lieber Bruder, ich weiß auch ohnedies, wie hochherzig Du handelst, indem Du Dich armer Bedrängter annimmst."

„Und dann Jeannette Liévain, das ehemalige Kammermädchen der Gräfin von Saint-Raymond, die eines Hausdiebstahls, der Entwendung eines Diamantenschmucks angeklagt war. Ich war von Anfang an überzeugt, daß das junge Mädchen unschuldig war, und ich bin es noch; leider aber

war ich in dieser Angelegenheit nicht so glücklich. Obgleich kein materieller Beweis für Jeannetten's Schuld vorlag und der Schmuck der Gräfin nirgends zu finden war, wurde Jeannette dennoch verurtheilt. Allerdings bekam sie nur sechs Monat Gefängniß, weil die Richter durch meine eindringlichen Worte gerührt und zur Milde gestimmt worden waren. Sie hatte zwar nicht alle Stimmen gegen sich, aber sie hat doch ein halbes Jahr im Arbeitshause zubringen müssen, ohne es meiner festen Ueberzeugung nach verdient zu haben."

„Ich entsinne mich des armen Mädchens noch ganz deutlich... sie war kaum achtzehn Jahre alt, als sie aus dem Gefängniß kam, von wo Du selbst sie abholtest. Sie war blutarm und wußte nicht was sie beginnen sollte... aus Mitleid nahmen wir sie einige Tage zu uns..."

„Und Du, Charlotte, die Du sonst gerade nicht freigebig bist, schenktest ihr etwas Wäsche und sogar ein Kleid, obwohl Du keinen Ueberfluß daran hast."

„Ich konnte doch das arme Kind nicht von Allem entblößt in die Welt hinausstoßen? sie war ja ein so hübsches und offenherziges Mädchen. Ich würde sie gern bei mir behalten und sie im Nähen unterrichtet haben, aber sie nahm dies nicht an, wie Du weißt, indem sie zu einer Verwandten gehen wollte, die sie angeblich in Burgund hatte. Ich bin überzeugt, sie sagte das nur, weil sie mir durch längeres Bleiben lästig zu werden fürchtete. Doch sei dem wie ihm wolle, sie ging, und es wundert mich einigermaßen, daß sie seitdem nichts wieder hat von sich hören lassen."

„Gewiß ist dies nicht ihre Schuld, denn sie zeigte sich so erkenntlich für das, was wir an ihr gethan, daß ich sie unmöglich für undankbar halten kann. Das Mädchen hatte viel Zartgefühl und die Ungerechtigkeit der Menschen, der Schand-

fleck, den man auf ihren Namen geworfen, hatte sie tief gekränkt und erbittert; aber eben weil sie eine erlittene Kränkung so schmerzlich empfand, halte ich sie auch für unfähig, die Freundschaftsdienste zu vergessen, die wir ihr erzeigt haben. Jeannette ist vielleicht in's Ausland gegangen, ein Brief von ihr kann verloren gegangen sein, ja es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß sie, durch Kummer und Gram zu Boden gedrückt, krank geworden und gestorben ist."

„Ich möchte dies fast glauben, da wir in den ganzen zehn Jahren nichts von ihr gehört haben. Zehn Jahre!... wie doch die Zeit vergeht!... solche Erinnerungen führen es Einem recht deutlich vor Augen, daß man alt wird!"

„Ja, aber die Zeit vergeht für Alle und altert sie ebenso wie uns. Doch nun genug von der Vergangenheit. Es ist zwölf Uhr vorbei, ich will hinuntergehen... vergiß nicht, Charlotte, daß ich Dich morgen früh mit Ungeduld erwarte. Sollte der Wechsel mir vor Deiner Zurückkunft zur Zahlung präsentirt werden, so will ich den Ueberbringer warten lassen, bis Du kommst."

„Ja, aber Du kannst ganz ruhig sein, ich werde mich schon dazuhalten. Apropos, wenn nun Gustav an den Wechsel gedacht hätte und ihn einlöste?"

„Dann brauche ich ihn natürlich nicht einzulösen. Doch schmeichle Dir nicht mit dieser Hoffnung; inmitten seiner Vergnügungen und Zerstreuungen wird Gustav ganz vergessen haben, daß er morgen einen Wechsel zu bezahlen hat. Wir müssen auf Alles vorbereitet sein, damit der abscheuliche Desrepaire nicht die boshafte Freude genießt, ihn gerichtlich verfolgen und ihn einsperren zu lassen. Gute Nacht, Charlotte, morgen früh erwarte ich Dich."

Der Advocat ging. Als Charlotte sich allein befand, be-

trachtete sie einige Minuten lang mit inniger Rührung die goldene Uhr, welche ihr Bruder auf den Tisch gelegt; dann stand sie auf, öffnete alle Kommoden und Schränke und durchstöberte ihre ganze Wäsche, während sie vor sich hin sprach:

„Wenn ich nur so viel zusammenbringen könnte, daß ich die Uhr nicht mit zu verpfänden brauchte, denn ich weiß, sie ist dem guten Jean fast unentbehrlich, wenn er es auch nicht zugestehen will. Diese Ueberzüge und Betttücher sind noch nicht sehr alt, aber auch nicht mehr neu... doch hier sind neue. Nun wir wollen sehen; ich nehme von neuen und alten so viel mit, als ich fortbringen kann, und verpfände die Uhr nur im äußersten Nothfalle."

Am folgenden Morgen zwanzig Minuten nach zehn Uhr war sie mit dem zur Ergänzung der Wechselsumme fehlenden Gelde bei ihrem Bruder. Die Arme war ganz betrübt, weil man auf dem Leihhause einen Theil ihres Leinzeugs nicht angenommen und ihr unsanft gesagt hatte, daß sie sich die Mühe des Hertragens hätte ersparen können. Sie hatte sich deshalb entschließen müssen, die Uhr ihres Bruders mit zu verpfänden, und dies war es, was ihr den meisten Kummer machte.

„Ist der Wechsel schon vorgezeigt worden?" fragte Charlotte beim Eintreten.

„Nein, noch nicht."

„Dann habe ich die beste Hoffnung... es ist bald elf... Gustav wird wohl bezahlt haben."

Kaum hatte sie jedoch diese Worte ausgesprochen, so erschien ein Mensch, der den Wechsel präsentirte und in kurzem Tone fragte, ob der Advocat für Herrn Gustav d'Esparville bezahlen wolle.

„Ja wohl," antwortete Moulinard, „mein Neffe hat auf

einige Tage verreisen müssen und mir das Geld zur Einlösung des Wechsels zurückgelassen."

Der Vorzeiger des Wechsels schien sich zu wundern; da er aber sein Geld erhielt, konnte er nichts sagen, und er entfernte sich mit einem kalten Gruße.

„Du siehst, Charlotte, sagte Moulinard zu seiner Schwester, als der Mensch wieder fort war, „daß wir wohlgethan haben, uns auf die Bezahlung vorzubereiten. Ich wette, der abscheuliche Desrepaire wartet unten an der Thür und ärgert sich darüber, daß ich das Papier ohne Weiteres eingelöst habe."

„Ja, Du hast Recht, es ist ein Glück, daß wir das Geld herbeigeschafft hatten," entgegnete Charlotte, und während sie in ihre Wohnung hinauf ging, sprach sie betrübt vor sich hin:

„Wenn nur Gustav nicht etwa noch andere Wechsel zu bezahlen hat! Dann wüßte ich wahrhaftig nicht, was wir anfangen sollten!"

6.

Im Opernhause.

Es wurde diesen Abend im Opernhause ein neues zweiactiges Ballet gegeben. Das Haus war gedrängt voll. Alle Logen waren mit prächtig geschmückten Damen besetzt, deren Toiletten von Juwelen und Blumen strotzten. Es waren viel alte und häßliche, aber auch junge und schöne darunter, und auf letztere waren natürlich vorzugsweise die gigantischen Perspective gerichtet, deren sich die Herren jetzt im Theater zu bedienen pflegen.

Das männliche Publicum bestand aus der Elite der Pa-

Digitized by Google

riſer Dandies, aus Künſtlern, Schauſpielern, Schriftſtellern, Journaliſten und vielen vornehmen Fremden.

Während der Opernvorſtellung, der man wenig Aufmerkſamkeit ſchenkte, weil man dieſen Abend nur wegen des Ballets gekommen war, wurde in den Logen viel gelacht und geſprochen; man beſuchte ſich gegenſeitig, kritiſirte das anweſende Publicum und ſchonte dabei Niemanden, ſelbſt die intimſten Freunde und Freundinnen nicht. In der Loge einer Dame beſonders, welche durch ihren beißenden Witz bekannt war und die eben deshalb immer die zahlreichſten Beſuche erhielt, wetteiferten die Herren in ſatyriſchen Bemerkungen, denn ein geiſtreiches Bonmot entlockte den bezaubernden Lippen der Gefeierten ein beifälliges Lächeln, und man durfte in dieſem Falle gewiß ſein, daß es bald durch alle eleganten Salons die Runde machen würde.

Ein fein gekleideter Herr von ungefähr achtunddreißig Jahren und ſchlankem, wohlproportionirtem Wuchſe, auf den er ſich jedoch ein wenig zu viel einzubilden ſchien, ſtand am Eingange des Parquets und ſprach mit einem anderen Herrn von ſchwer zu beſtimmendem Alter, deſſen langes, hageres Geſicht zur Hälfte unter einem dichten, rabenſchwarzen Barte verſchwand. Sorgfältig gepflegte Haare von der nämlichen Farbe bedeckten ſein Haupt und bildeten auf der Stirn einen ſpiegelglatten Bogen, der zu ſcharf begrenzt war, als daß man die Haare für ſeine eigenen hätte halten können. Die meiſten Friſeurs haben in der That die üble Gewohnheit, ihre Perrücken zu kunſtvoll zu verfertigen, denn gerade daran erkennt man ſie auf den erſten Blick.

Der aufrechtſtehende Herr ſprach ganz laut mit ſeinem ſitzenden Nachbar, ſo daß faſt das ganze Orcheſterpublicum ihr Geſpräch anhören mußte, es mochte wollen oder nicht.

Dies würde bei einer anderen Gelegenheit gewiß Manchem unangenehm gewesen sein, indem dadurch unwillkürlich die Aufmerksamkeit von der Bühne abgelenkt werden mußte; aber diesen Abend war man, wie gesagt, nicht wegen der Oper, sondern lediglich wegen des Ballets in's Theater gekommen.

„Eben tritt die schöne Frau von Mantillet in ihre Loge," sagte der elegante Herr, dessen wir zuerst erwähnt haben; „sie hat eine andere bei sich, und zwar eine häßliche, wie gewöhnlich, denn eine schöne Frau geht am liebsten mit einer häßlichen ... Diese ist aber wahrhaftig fast zu abscheulich! Ich begreife nicht, wie man sich mit einem solchen Gesicht im Theater zeigen kann! ... Sehen Sie nur, Malochetti."

„Was?"

„Die Person, welche Frau von Mantillet bei sich hat."

„Wo?"

„Dort, im ersten Range ... die Dame mit dem hellblauen Turban. Frau von Mantillet ist im bloßen Kopfe und hat nur einen Kranz von Eichenblättern im Haar, der sie allerliebst kleidet. Sie hätte wirklich dieses Monstrum zu Hause lassen können. Sehen Sie sie jetzt?"

„Ja."

„Nun, was sagen Sie zu dem Turban?"

„Sie sieht aus wie eine Mumie."

„Auf Ehre, da haben Sie Recht, man sollte sie auf den Obelisk stellen! ... Es wundert mich, daß ich Gustav noch nicht bemerkt habe, er ist doch gewiß hier, denn er ist ein großer Freund des Ballets ..."

„Und der Tänzerinnen," setzte der schwarzbärtige Herr hinzu, ohne den Kopf zu wenden, um seinen gestärkten Hemdkragen nicht zu zerknittern.

„Ja, dieser Gustav liebt alles Mögliche, er treibt die

Philanthropie faſt zu weit! ... Die Loge der Madame Hautecourt iſt dieſen Abend ſehr zahlreich beſucht ... der kleine Duverſac erzählt ihr eben etwas, und ſie lächelt ... das wird ihn überglücklich machen und er wird ſich nachher gewiß im Foyer damit brüſten. Finden Sie dieſen Herrn geiſtreich, Malochetti?"

„Wen?"

„Wie, Sie wiſſen nicht mehr, von wem ich ſpreche? ... Sie ſcheinen ſehr zerſtreut zu ſein, mein Theurer ... ſind Sie etwa verliebt?"

„Das kann mir nicht paſſiren."

„Wohl geſprochen, ſo gefallen Sie mir. Die Liebe gehört zu den Dingen, von denen man Anderen möglichſt viel geben muß, um ſelbſt ſo wenig als möglich davon zu behalten."

Neben Malochetti ſaß ein anderer höchſt elegant gekleideter Herr mit ſehr regelmäßigen, aber ziemlich kalten Geſichtszügen. Dieſer Herr, ein Blondin von der hellſten Sorte, alſo der vollkommenſte Gegenſatz zu ſeinem Nachbar, ſchien von Anfang an kein ſonderliches Behagen an dem Geſpräch zu finden, das ihm beſtändig vor den Ohren ſummte. Doch nach und nach hatte er ſich darein ergeben und er beſchränkte ſich darauf, den am Eingange des Parquets Stehenden mit erſtaunter Miene zu betrachten, ſo oft dieſem eine überſpannte Aeußerung entſchlüpfte. So hatte er auch bei der obigen Bemerkung einen langen Blick auf ihn gerichtet.

„Ich fragte Sie, Malochetti, ob Sie den kleinen Duverſac auch ſo geiſtreich finden, als wofür ihn viele Leute halten."

„Das könnte ich eben nicht ſagen."

„Ich eben ſo wenig. Er ſcheint mir zu den Menſchen zu

gehören, die ſich gern mit fremden Federn ſchmücken. Sind ſolche Leute auf ſich ſelbſt beſchränkt, ſo iſt's vorbei mit ihrem Witze. Ah, da kommen die beiden Fräulein von Bouſigny mit ihrem Oheim ... oder Vormund ... oder Mentor ... denn man weiß eigentlich nicht recht, in welchen Beziehungen dieſer Herr zu ihnen ſteht. Nur ſo viel iſt gewiß, daß er ſie keinen Augenblick verläßt."

„Haben ſie keine anderen Verwandten?"

„Das weiß kein Menſch. Hübſch ſind ſie übrigens, das muß man ſagen."

„Sie ſind meines Wiſſens Zwillinge?"

„Allerdings ... und die Aehnlichkeit zwiſchen ihnen iſt wirklich täuſchend. Es will mir jedoch nicht gefallen, daß ſie ſtets gleich gekleidet ſind, ſogar bis auf den Kopfputz. Dies kommt mir ein wenig kleinſtädtiſch vor."

„Es geſchieht vielleicht mit Abſicht."

„Das iſt in der That möglich. Es kann leicht der Fall eintreten, daß man bei der Einen eine Liebeserklärung beginnt und ſie bei der Anderen beendigt, und derartige Quiproquo's amüſiren vielleicht die kleinen Coketten."

„Kennen Sie ſie näher?"

„Welche Frage! ich, der ich ganz Paris kenne! ... Aber ich ſehe noch immer keinen Guſtav ... ſonderbar!"

„Sind Sie beſorgt um ihn?"

„Das nicht, ich wundere mich nur."

„Sie fürchten vielleicht, daß er in dieſem Augenblicke damit beſchäftigt iſt, Ihnen eine Eroberung abſpenſtig zu machen?"

„O nein, das fürchte ich nicht. Uebrigens könnte er es in Gottes Namen thun, wenn es ihm Spaß machte, ich bin in dieſer Beziehung reich genug!"

Bei dieſen Worten ſah der lange Blondin den geſchwätzigen Herrn abermals mit großen Augen an, ungefähr ſo, wie man ein ſeltenes Thier betrachtet, und Letzterer ſchien ſich dadurch ſehr geſchmeichelt zu fühlen, denn er glaubte, ſein Nachbar bewundere ihn.

„Ah, eben tritt auch die Gräfin von Saint-Raymond mit ihrem Gatten in ihre Loge ...“

„Blos die Beiden?“

„Ja, ſie ſind allein ... wie ſpießbürgerlich!“

„A la Philemon und Baucis.“

„Die Gräfin iſt übrigens auch bei Weitem nicht mehr das, was ſie früher war. Ich entſinne mich noch deutlich, wie ſie vor neun Jahren ausſah ... damals war ſie eine ſchöne Frau, aber ſie hat ſich in der kurzen Zeit auffallend verändert. Der Graf dagegen iſt noch immer der Nämliche, immer der feine Herr.“

Die beiden Perſonen, von denen dieſer Herr ſprach, ſpielen in unſerer Geſchichte eine ziemlich wichtige Rolle, und es iſt daher nöthig, daß wir ſie etwas genauer betrachten.

Die Gräfin Natalie von Saint-Raymond ſtand jetzt in ihrem dreißigſten Jahre. Sie war ſchlank und zart gebaut und hatte nicht die mindeſte Anlage zur Corpulenz, die ſich bei den meiſten Frauen in dieſem Alter einzuſtellen beginnt. Sie war eine blaſſe, melancholiſche Schönheit, wie wir ſie auf engliſchen Kupferſtichen zu ſehen gewöhnt ſind, mit länglichem Geſicht, hoher Stirn, hellbraunen Haaren, deren Locken in reicher Fülle auf den alabaſterweißen Nacken herniederwallten, großen, faſt beſtändig halbgeſchloſſenen, blauen Augen mit ungewöhnlich langen Wimpern, ſchmalen Lippen und ſchönen Zähnen, die ſie aber nur ſelten zeigte, da ſie faſt nie lächelte, und that ſie es ja einmal, ſo hatte ſelbſt ihr Lächeln etwas

Schwermüthiges und Bitteres. Dies ist das Portrait der Gräfin, dem wir nur noch die Bemerkung beizufügen haben, daß ihre schönen Augen jetzt mit einem dunklen Ringe umzogen waren, wodurch das ganze Gesicht ein kränkliches Aussehen erhielt.

Der Graf war ungefähr funfzig Jahre alt und ein schöner Mann in der vollen Bedeutung des Wortes. Er war lang, wohlgebaut und ein wenig corpulent, hatte ein munteres, regelmäßiges Gesicht und einen sorgfältig frisirten Kopf, der an die Wachsbüsten erinnerte, welche man an den Schaufenstern der Haarkünstler sieht. Er kleidete sich mit ausgesuchter Eleganz nach der neuesten Mode, seine Haltung aber war steif, wie die eines Soldaten bei der Parade, und man sah es ihm an, daß er sich für einen der schönsten Männer von ganz Frankreich und Navarra hielt. Mit dieser Ueberzeugung verband sich natürlich der Wahn, alle Frauen müßten das Loos seiner Gemahlin beneiden.

Ein Mann, der eine solche Meinung von sich hat, ist entweder gar nicht oder furchtbar eifersüchtig. Von Haus aus ist er es nicht, weil er es für unmöglich hält, daß seine Frau je mit einem ihm ebenbürtigen Manne in Berührung kommen könnte, und weil er außerdem auch überzeugt ist, daß sie ihn anbetet. Merkt er aber, daß seine Frau einen Anderen auszeichnet, macht er die Entdeckung, daß sie ihn hintergeht, dann erwacht seine Eifersucht mit rasender Heftigkeit, denn er fühlt sich nicht nur in seiner Liebe, sondern auch in seiner Eitelkeit gekränkt, und diese kann eine solche Kränkung nie verzeihen, sie lechzt nach Rache.

Uebrigens war der Graf von Saint-Raymond ein geistloser, eingebildeter, über die Maßen pedantischer Mensch, der sich darüber ärgerte, wenn sein Beinkleid nicht ganz tadellos

saß, der von seiner Frau verlangte, daß sie sich stets mit höchster Eleganz kleidete, besonders wenn er mit ihr ausging, und der im Stande war, seinem besten Freunde geflissentlich auszuweichen, wenn derselbe einen Hut trug, der nicht die modernste Façon hatte. Der Graf besaß ein jährliches Einkommen von fünfundzwanzig tausend Franken und trug außer dem Hause einen fürstlichen Luxus zur Schau, während er in seiner Häuslichkeit knauserte. Er speculirte mit großem Glück an der Börse und verstand sich vortrefflich auf Finanzoperationen. Manche Leute sagen, nur Dummköpfe verständen Geld zu verdienen; diesen Satz aber kann unserer Meinung nach nur ein Mann aufgestellt haben, der gar nichts besaß. Voltaire und Beaumarchais waren lebende Beweise von der Unrichtigkeit dieser Behauptung.

Wenn Jemand sich Reichthum erwirbt, so beweist dies nur, daß er Glück hat, und ich sehe nicht ein, warum geistreiche Leute nicht eben so gut Glück haben können, wie Flachköpfe.

Die Gräfin kannte ihren Gatten genau. Beide waren in physischer Hinsicht eben so himmelweit verschieden von einander, wie in geistiger Beziehung. Natalie war ein zartes, romanhaftes Weib, und man konnte nicht begreifen, wie sie sich mit einem so materiellen und schwerfälligen Manne hatte verbinden können. Aber es giebt ja so Vieles, was wir nicht begreifen! Doch trotz dieser Verschiedenheit in Geist und Gemüth, oder vielleicht gerade wegen derselben glaubte man, das gräfliche Paar führe eine vortreffliche Ehe.

Wie indessen der böse Leumund überall Stoff zur Thätigkeit findet, so hatte er auch hier früher die Huldigungen eines gewissen Herrn von Flemming zu bemerken geglaubt, eines schönen jungen Mannes, der sich geraume Zeit hindurch

immer da zeigte, wo die Gräfin erſchien. Nach und nach war es ihm gelungen, mit dem Grafen nähere Bekanntſchaft zu machen, und er hatte Zutritt in ſeinem Hauſe erlangt; da aber der Graf nicht eiferſüchtig auf dieſen jungen Mann geweſen war, ſo glauben wir auch nicht, daß er Urſache hatte, es zu ſein.

Seit einigen Jahren beſuchte Herr von Flemming die Gräfin viel ſeltner, und einige ihrer intimen Freundinnen verfehlten nicht zu behaupten, daß ſich das ſchwermüthige Weſen und die auffallende Veränderung, welche in der ganzen äußeren Erſcheinung der ſchmachtenden Natalie vorgegangen war, von dieſer Zeit herſchrieb.

Der Graf von Saint-Raymond dagegen ſchien noch eben ſo zufrieden mit ſich ſelbſt zu ſein, als je.

7.

Die Dame mit den Diamanten.

Der im Orcheſter ſitzende blonde Herr wechſelte, nachdem er einen Blick auf die Perſonen geworfen, auf die man ſeinen Nachbar aufmerkſam gemacht, einen kalten Gruß mit dem Grafen von Saint-Raymond.

„Sieh da, dieſer Herr kennt ſie!“ ſprach der am Eingange des Orcheſters Stehende vor ſich hin. „Wenn ich über den Grafen und ſeine Gemahlin hergezogen wäre! das hätte mir übel bekommen können! ... Wer mag der Mann ſein? ... geſehen habe ich ihn noch nie. Seinem Aeußeren nach möchte ich ihn für einen Sohn Albion's halten.“

In dieſem Augenblicke wurde die Thür des Orcheſters

geöffnet und ein hübſcher junger Mann von etwa ſechsundzwanzig Jahren mit einem offenen, freundlichen Geſicht, dem ein kleiner ſchwarzer Schnurrbart einen Anſtrich von Keckheit verlieh, ſchlüpfte hinter den geſchwätzigen Herrn, berührte ſeinen Arm und ſagte zu ihm:

„Guten Abend, Monferville ... ich wette, Sie ſuchten mich ...“

„Nun, ſind Sie endlich da? ... woher kommen Sie denn ſo ſpät?“

„Es iſt ja noch nicht ſpät, das Ballet hat noch nicht einmal begonnen. Ich habe Saltarella nach Auteuil begleitet, wo ſie dieſe Nacht ſchlafen wollte.“

„Sie ſind wahrhaftig ein rechter Narr ... wie können Sie ſich nur zum Lakai dieſer Dame erniedrigen!“

„Zum Lakai? wie ſo?“

„Weil Sie immer zu ihren Dienſten ſind. Konnte ſie nicht allein nach Auteuil fahren? Solche Dämchen begleitet man nicht nach Hauſe.“

„Sie ſcheinen dieſen Abend ſehr tadelſüchtig zu ſein. Ich habe Saltarella nach Auteuil begleitet, weil es mir Vergnügen machte, und Sie werden hoffentlich nichts dagegen einzuwenden haben.“

Herr von Monferville (denn wir wiſſen nun, daß dies der Name des eleganten Herrn iſt) biß ſich auf die Lippen und erwiederte nichts. Der mit der Perrücke und dem rabenſchwarzen Barte lächelte ſpöttiſch und warf einen neugierigen Blick auf den eben Angekommenen.

Dieſer wär kein Anderer, als Guſtav d'Eparville, der Neffe des Advocaten Moulinard, das geliebte Schoßkind der Tante Charlotte, und in der That, wenn man das feine, geiſtvolle Geſicht des jungen Mannes, ſein lebhaftes und zugleich

ſanftes Auge und ſeine heitere, lebensfrohe Miene betrachtete, mußte man es natürlich finden, daß die gute Charlotte ihm gern ſeinen Leichtſinn verzieh.

Nachdem Guſtav einige Augenblicke die anweſenden Damen gemuſtert, ſagte er zu Monferville:

„Gehen wir dieſen Abend noch zu Madame Puitvieux?“

„Ob Sie hingehen, weiß ich nicht ... ich gehe mit Malochetti hin.“

„Sie ſind heute ein rechter Brummbär, Monferville ... ſind Sie etwa bös auf mich?“

„Nicht im Geringſten, aber man darf Ihnen kein Wort ſagen, gleich fahren Sie auf ... das iſt unſchicklich!“

„Ha, ha, ha, vortrefflich!“ lachte Guſtav; „beſchuldigen Sie mich ja nicht der Unſchicklichkeit, mein lieber Monferville, denn die Beſchuldigung würde auf Sie ſelbſt zurückfallen. Sagt man nicht überall, daß ich Ihr Schüler ſei, daß ich mich nach Ihnen gebildet und Ihre Sitten, Ihre Gewohnheiten, Ihre Fehler und Ihren Schneider angenommen habe? daß ich, ſeitdem ich Sie kenne, ein Don Juan, ein leidenſchaftlicher Spieler, ein Typus der Eleganz und Extravaganz, kurz ein vollkommener Cavalier geworden ſei? ... Sagen Sie mir, verehrter Meiſter, iſt daran nicht etwas Wahres, und könnten Sie mich wohl als Ihren Zögling verleugnen?“

Monferville ſchien ſich durch dieſe Rede geſchmeichelt zu fühlen, denn er erwiederte mit einem herablaſſenden Lächeln:

„Ich ſchätze mich zu glücklich, mein Theurer, daß Sie mich würdig erachten, Ihr Vorbild zu ſein. Alſo nach dem Theater gehen wir zu Madame Puitvieux; ich mache Sie aber im Voraus darauf aufmerkſam, daß dort ſehr hoch geſpielt wird.“

„Das iſt mir ganz recht, denn es thut Noth, daß ich

Digitized by Google

meinen Finanzen ein wenig aufhelfe; ich habe in der letzten Zeit viel Unglück im Spiel gehabt."

Während die Musiker ihre Instrumente für die Ouverture des Ballets stimmten, entstand plötzlich eine fast allgemeine Bewegung unter dem Publicum. Diese Bewegung wurde durch eine Dame verursacht, welche soeben in einer bis jetzt leer gewesenen Prosceniumsloge ersten Ranges erschien.

Diese Dame war an sich keine ungewöhnliche Erscheinung. Sie war noch jung, brünett und sehr hübsch von Gesicht, obwohl der braune Teint ihrer Physiognomie eine gewisse Härte verlieh. Ihr Anzug war höchst elegant, aber es waren viele nicht minder elegante Toiletten unter den anwesenden Damen. Woher kam es also, daß trotzdem sich Aller Augen auf diese Dame richteten, daß ihre Ankunft allgemeines Aufsehen erregte, daß man sie mit besonderer Neugierde betrachtete und sich gegenseitig fragte, wer sie sei?

Es kam daher, weil diese Dame ein prachtvolles Collier von Brillanten, eine wo möglich noch kostbarere Broche, Ohrgehänge von seltner Größe, deren Glanz das Auge blendete, und in den schwarzen Haaren ein ebenfalls mit großen Diamanten besetztes Stirnband trug, auf das eine souveraine Fürstin hätte stolz sein können. Selten hatte man an einer Person einen so reichen Schatz von Diamanten beisammen gesehen.

„Diese Dame hat für mindestens dreimalhunderttausend Franken Diamanten an sich," hörte man da und dort äußern, und das Publicum der großen Oper versteht sich auf solche Dinge.

Eine Person aber, die für dreimalhunderttausend Franken Geschmeide an sich trägt, verdient wohl einige Beachtung und ihr Erscheinen wird überall Aufsehen machen.

„Wer iſt ſie denn?“ fragte man von verſchiedenen Seiten.

„Kennen Sie ſie?“

„Nein.“

„Und Sie?“

„Ich auch nicht.“

„Monferville, Sie kennen ja ganz Paris... ſagen Sie uns doch, wer die Dame iſt, deren Ankunft das ganze Publicum in Aufregung gebracht hat. Sie glänzt und ſtrahlt wie eine Feuerwerksſonne, ja noch mehr als eine ſolche, denn dieſe erlöſcht, während die Diamanten dieſer Dame unaufhörlich Funken ſprühen.“

Der ſchöne Monferville richtete alsbald ſein Opernglas auf die Neuangekommene, betrachtete ſie eine lange Weile und rief dann aus:

„Wahrhaftig, ich muß geſtehen, daß meine Erfahrung mich diesmal völlig im Stich läßt. Ich kenne die Dame nicht; ſie muß zum erſten Male hier ſein, wahrſcheinlich eine Fremde ... ſie hat ein ſpaniſches oder italieniſches Geſicht.“

„Sie wiſſen mit einem Worte auch nicht mehr als wir,“ erwiederte Guſtav. „Uebrigens bin ich in dem letzten Punkte nicht Ihrer Meinung, denn ich meinestheils finde in dieſem Geſicht durchaus nichts Fremdländiſches. Sie iſt indeſſen ſchön, und je länger man ſie betrachtet, um ſo ſchöner kommt ſie Einem vor ... aber ich wette, ſie iſt eine Franzöſin.“

„Die Wette würden Sie ganz beſtimmt verlieren, mein Beſter. Erſtens finde ich ſie keineswegs ſo ſchön wie Sie, und daß ſie eine Ausländerin iſt, ſieht man auf den erſten Blick. Uebrigens würde eine Franzöſin ſchon gar nicht allein in's Theater kommen, das thun nur fremde Damen, denen es gleichgültig iſt, was das hieſige Publicum von ihnen denkt und ſpricht.“

„Wie hoch wollen Sie wetten?"

„So hoch Sie wollen."

„Die zwanzig Napoleons, die ich Ihnen schulde?"

„Gut, es gilt; aber wie sollen wir ermitteln, wer gewonnen hat?"

„Das wird sich schon ermitteln lassen; die Dame hat jedenfalls ihre Equipage und Bedienten, welche sie am Eingange des Theaters erwarten."

„Es steht sogar ein kleiner Bedienter im Corridor an der Thür ihrer Loge," sagte ein ebenangekommener ältlicher Herr, welcher errieth, von wem die Rede war.

„Nun also, dann können wir schon im nächsten Zwischenact erfahren, wer gewonnen hat. — Sie haben den kleinen Bedienten gesehen, mein Herr?"

„Ja wohl, er strotzt von Gold, eine prachtvolle Livrée!... Als ich ihn erblickte, erinnerte ich mich, unten eine Equipage mit derselben Livrée gesehen zu haben. Auf Ehre, meine Herren, ein wahrhaft fürstlicher Wagen, und Pferde, vor denen man auf die Knie sinken möchte!"

„Die Dame muß mindesten die Königin von Golconda sein!"

In diesem Augenblicke erhob sich der lange Blondin, der nicht weit vom Eingange des Orchesters saß, sah ebenfalls hinauf nach der unbekannten Dame, und indem er den Moment erspähte, wo sie den Blick auf ihn richtete, machte er ihr eine tiefe Verbeugung, die sie durch ein freundliches Kopfnicken erwiederte.

Jetzt wurde der blonde Herr für das Orchesterpublicum eine höchst interessante Person. Er hatte mit der bewußten Dame einen Gruß gewechselt, also mußte er sie kennen, er konnte sagen wer sie war und so die Neugierde der ihn Um-

gebenden befriedigen. Alle in seiner Nähe befindlichen Herren sahen einander an, als ob sie sagen wollten:

„Wer wird diesen Unbekannten zuerst anreden?"

Allein die Ouverture hatte eben begonnen und es wäre daher nicht passend gewesen, ihn jetzt mit Fragen zu behelligen, denn so geräuschvoll das Publicum während der Opernvorstellung gewesen war, um so ruhiger wurde es jetzt beim Beginn des neuen Ballets. Man schwieg daher und die Neugierigsten sagten zu sich selbst:

„Warten wir bis zum nächsten Zwischenact."

Inzwischen wendeten sich selbst während des ersten Actes des Ballets noch viele Blicke von der Bühne ab und auf die Dame, welche noch immer in ihrer Loge allein war.

Der Graf von Saint-Raymond gehörte nicht zu den mindest Neugierigen; der Luxus, den die Unbekannte zur Schau trug, erweckte sein lebhaftes Interesse. Alle Augenblicke lehnte er sich aus seiner Loge, um sie besser sehen zu können, und sagte zu seiner Gattin:

„Ich möchte wissen, wer diese Dame ist."

„Du bist wahrhaftig neugieriger als eine Frau, mein Lieber. Ich sollte denken, es könnte Dir sehr gleichgültig sein, wer die Dame ist... Du müßtest Dich denn schon in sie verliebt haben..."

„O, welche Idee!... Sie ist zwar sehr schön, aber es sind viele Damen hier, die ihr die Palme der Schönheit streitig machen würden, ganz abgesehen von Dir, liebe Natalie."

„Ich zähle in diesem Punkte nicht mehr."

„Aber diese Dame entfaltet einen Luxus, der für die anderen fast beleidigend ist... Sieh nur, ihre Toilette verdunkelt alle übrigen."

„Das heißt mit anderen Worten: unser Werth richtet

Digitized by Google

ſich nach den Diamanten, die wir an uns tragen?... ſehr ſchmeichelhaft!"

„Nein, nein, das wollte ich damit eben nicht ſagen. Man kann auch ohne Diamanten ſehr ſchön ſein, aber gleichviel... ich möchte doch wiſſen... und ganz allein in der Loge... ohne jede Begleitung... es iſt wirklich originell!"

„Das thut ſie auch nur, um Aufſehen zu erregen."

„Sei dem wie ihm wolle, ihre Diamanten ſind ſehr ſchön. Aber iſt das nicht Flemming, den ich dort ſehe?... Ja, er iſt es."

Bei Nennung dieſes Namens bewegte ein leichtes Zucken die Mundwinkel der Gräfin und eine Falte bildete ſich auf ihrer Stirn; ſie ſah hinunter und entgegnete dann in gleichgültigem Tone:

„Ja, er iſt es... aber warum winkſt Du ihm denn?"

„Damit er in unſre Loge herauf kommt."

„Mich dünkt, Du hätteſt dies beſſer ſeinem eignen Belieben überlaſſen. Wenn er nicht von ſelbſt kommt, kann er ganz wegbleiben."

„Wir ſtehen doch nicht auf einem ſo ceremoniöſen Fuße mit Flemming?... Ich weiß nicht, was Du ſeit einiger Zeit gegen ihn haſt, Du behandelſt ihn mit einer auffallenden Kälte."

„Das mußt Du geträumt haben, ich denke nicht daran."

„Warum iſt es Dir denn nicht recht, daß ich ihm winke zu uns heraufzukommen?"

Frau von Saint-Raymond erwiederte nichts und ſpielte nachläſſig mit ihrem Fächer. Nach Verlauf von zwei Minuten wurde die Thür der Loge geöffnet und ein Herr trat ein.

Es war ein Mann von etwa vierzig Jahren, der viel gelebt zu haben ſchien, aber noch jugendliche Gewohnheiten bei-

behalten hatte. Er war lang, schmächtig, und in seiner Haltung lag eine gewisse Trägheit, so daß er immer aussah, als ob er ermüdet wäre. Indessen machte diese nachlässige Haltung keinen unangenehmen Eindruck, besonders da sich ein interessantes, geistvolles Gesicht und ein paar ausdrucksvolle Augen damit verbanden. Die braunen Haare des Herrn von Flemming begannen sich zu lichten, dafür aber erfreute er sich eines um so stärkeren Bartwuchses, dem er seine volle Freiheit gestattete. Im Uebrigen besaß er die Eigenheit, daß er denjenigen, mit dem er sprach, nur selten ansah.

Herr von Flemming begrüßte die Gräfin ehrerbietig, nahm dann auf einem Stuhle hinter ihr Platz und erkundigte sich nach ihrem Befinden, worauf sie ihm, ohne sich umzuwenden, mit einigen kurzen und trockenen Worten antwortete, was ihm jedoch ziemlich gleichgültig zu sein schien.

Der Graf unterbrach endlich die banalen Phrasen, indem er ausrief:

„Nun, Flemming, Sie haben sie doch auch bemerkt... was ist Ihre Meinung?"

„Ich weiß nicht, von wem Sie sprechen."

„Mein Gott, von wem denn anders als von der Dame, die das ganze Publicum anstaunt und die Sie eben auch lorgnettirten?"

„Sie meinen die Dame mit den Diamanten?... denn so nennt man sie bereits im Publicum."

„Ganz recht... die Bezeichnung gefällt mir übrigens."

„Es ist vielleicht wieder eine Dame mit den Camellien!" spöttelte die Gräfin.

„O wie lieblos, Natalie!" versetzte der Graf.

„Die Frau Gräfin könnte doch am Ende Recht haben,

um so mehr, als diese beiden Bezeichnungen oftmals auf eine und die nämliche Person anwendbar sind."

„Ich bitte Sie, Flemming, haben Sie je eine Courtisane gesehen, deren Geschmeide den vierten Theil des Werthes der Diamanten hatte, welche diese Dame an sich trägt?... Nein, ein solcher Luxus verräth unermeßlichen Reichthum. Haben Sie noch Niemanden hier gefunden, der die Dame kennt?"

„Keine Seele."

„Und sie ist ohne jede männliche Begleitung!... Ich sollte doch meinen, es könnte ihr nicht an Verehrern fehlen, die ihre Gunst gewinnen möchten."

„Wer weiß, sie ist vielleicht eine Wehrwölfin, die ihre Anbeter verschlingt! daraus würde sich ihr Alleinsein leicht erklären lassen."

Die Gräfin konnte sich eines Lächelns nicht enthalten; der Graf aber, der den Scherz nicht gehört hatte und dem es unbegreiflich war, wie man über eine Person, die einen solchen Glanz um sich verbreitete, witzeln konnte, nahm eine ernsthafte Miene an und sagte:

„Ich muß noch vor dem Ende des Stücks wissen, wer sie ist."

Der erste Act des Ballets war endlich zur großen Zufriedenheit Vieler, welche den Zwischenact mit Ungeduld erwarteten, vorüber. Schon näherten sich die Neugierigen im Orchester dem blonden Herrn, der die Dame mit den Diamanten gegrüßt hatte, um ihn mit Fragen zu bestürmen; kaum aber war der Vorhang gefallen, so nahm Jener seinen Hut, bat die Zunächststehenden mit einem Accent, der keinem Zweifel über seine Nationalität Raum gab, um Entschuldigung, daß er sie incommodire, und verließ das Orchester.

Die Neugierigen sahen ihm verdutzt nach und trösteten sich mit dem Vorsatze, ihn bei seiner Zurückkunft zu befragen. Für den Augenblick hatten sie wenigstens darüber Gewißheit, daß er ein Engländer war, und dies war doch etwas.

Gustav begab sich mit dem schönen Monserville und dessen Freund Malochetti in den Foyer.

Dort war ein großes Gedränge und man sprach weit mehr von der Dame mit den Diamanten als von dem neuen Ballet. Ueberall bildeten sich Gruppen, in denen Jeder seine Ansichten und Vermuthungen aussprach. Die zwischen Gustav und Monserville gemachte Wette fand zahlreiche Nachahmer, doch neigte man sich im Allgemeinen mehr zur Ansicht des Letzteren hin. Viele begaben sich in den Corridor der Logen des ersten Ranges und gingen dort auf und nieder, in der Hoffnung, daß die Dame ihre Loge doch einmal verlassen oder wenigstens die Thür derselben öffnen werde; allein sie blieb verschlossen und der kleine Groom, ein funfzehnjähriger Knabe, hielt mit dem gravitätischen Ernste eines auf einem wichtigen Posten stehenden Soldaten Wache an derselben.

Plötzlich verläßt Gustav seine Freunde mit dem Ausrufe:

„Halt, es giebt ein sehr einfaches Mittel!"

Er geht auf den kleinen Bedienten zu, der sich auf seine schöne Livrée nicht wenig einzubilden schien, und fragt ihn:

„Ist die Dame in dieser Loge nicht Madame Albini?"

„Nein, mein Herr," antwortet der Bediente kopfschüttelnd und in gebrochenem Französisch.

„Die Dame ist also keine Italienerin?"

„Nein, mein Herr."

„Auch keine Spanierin?"

„Ich weiß nicht."

„Wie, Du weißt nicht, welcher Nation Deine Gebieterin

angehört? ... Wie kannſt Du mir dann antworten, ſie ſei keine Italienerin?"

„Ich wußte es nicht," brummte der Groom, deſſen Geſichtsausdruck verrieth, daß ſeine Geduld zu Ende war; dann kehrte er dem neugierigen Frager den Rücken zu und ging vor der Loge auf und ab.

„Man hat ihm wahrſcheinlich verboten, zu antworten," dachte Guſtav, während er zu ſeinen Freunden zurückkehrte, um ihnen zu geſtehen, daß ſein Mittel ſich nicht bewährt habe.

„Es ſteckt jedenfalls ein Geheimniß dahinter!" ſagte der Signor Malochetti — denn der Herr mit dem ſchwarzen Barte und der Perrücke war ein Italiener.

„Aber wir müſſen es ergründen!" rief Monferville. „Ah, dort iſt der Graf von Saint-Raymond ... er ſpricht lebhaft mit Jemandem. Der iſt ein Diplomat, er kennt den blonden Herrn, den Engländer, der die Dame mit den Diamanten grüßte — denn ein Engländer iſt er, darüber ſind wir jetzt im Reinen — und es wird ihm hoffentlich nicht ſchwer werden, von dieſem Aufſchluß zu erhalten. Ich will Delmance guten Abend ſagen, der ſich unter der Gruppe befindet, in welcher Saint-Raymond perorirt."

Der Graf aber wußte nicht mehr, als alle Anderen, und er war eben ſelbſt im Begriff, ſich nach der ſchönen Unbekannten zu erkundigen. In dieſem Augenblicke drängte ſich ein junger Mann mit Ungeſtüm in die Gruppe und rief aus:

„Eine Neuigkeit, meine Herren! eine große Neuigkeit! Die Dame iſt nicht mehr allein in ihrer Loge!"

„Wirklich?"

„Und wer iſt denn bei ihr?"

„Ein Herr, der vorhin im Orcheſter war ... ein Engländer ... er ſaß gerade vor Ihnen, Monferville."

„Ganz recht ... ich habe bemerkt, daß er die Dame grüßte ...“

„Aber wer iſt dieſer Engländer?“

„Das müſſen Sie Herrn von Saint-Raymond fragen.“

„Mich?“ rief der Graf ganz erſtaunt; „wie ſo? warum?“

„Weil wir geſehen haben, daß dieſer Engländer auch Sie grüßte, er muß Sie alſo nothwendig kennen.“

„Wenn Sie den meinen, der mich gegrüßt hat, ſo iſt es Lord Cheſterfield; es war ein langer Mann mit ſchmutzig blonden, faſt weißen Haaren, nicht wahr?“

„Ja wohl ... Sie ſehen alſo, Herr Graf, daß Sie ihn kennen.“

„Allerdings, aber nur ſehr wenig. Er iſt erſt ſeit einigen Tagen in Paris und er überbrachte mir neulich einen Empfehlungsbrief. Der Bekannte, der ihn mir empfahl, bezeichnete ihn mir als den einzigen Erben eines vornehmen Hauſes und als ungeheuer reich, und ich lud ihn natürlich ein, mich während ſeines Aufenthalts in Paris zu beſuchen. Dies iſt Alles, was ich von Lord Cheſterfield weiß; da er aber dieſe geheimnißvolle Dame kennt, ſo will ich ihn näher in's Auge faſſen; ich werde Acht geben, wenn er wieder aus der Loge kommt, werde ihn in Beſchlag nehmen und nicht eher wieder aus dem Garne laſſen, als bis er mir geſagt hat, wer die Dame iſt. Auf Wiederſehen, meine Herren.“

„Kommen Sie wieder in den Foyer, Graf?“

„Ja, wenn es möglich iſt. Verlaſſen Sie ſich auf mich, bald werden wir wiſſen, woran wir ſind.“

Der Graf entfernte ſich und eilte nach der Loge, welche den Gegenſtand der allgemeinen Neugierde barg. Lange ging er im Corridor auf und ab, aber die Thür der Loge blieb verſchloſſen. Der letzte Act des Ballets begann. Jedermann

begab ſich auf ſeinen Platz, der Graf aber ging nicht von ſeinem Poſten.

„Der Lord wird wohl auch auf ſeinen Platz zurückkehren," dachte er bei ſich, „und dann fange ich ihn ab!"

Der Vorhang ging auf, der Engländer aber kam nicht wieder aus der Loge.

„Er ſcheint bei der Dame bleiben zu wollen," ſagte der Graf zu ſich ſelbſt; „dies iſt ein Beweis, daß er auf vertrautem Fuße mit ihr ſtehen muß. Es iſt Schade, daß ich nicht mit ihm ſprechen kann, aber ich kann deshalb nicht ewig in dieſem Corridor zubringen. Ich will in meine Loge zurückkehren und es ſo einzurichten ſuchen, daß meine Frau zu gleicher Zeit mit der Unbekannten aufbricht."

In Folge dieſes Selbſtgeſprächs begab er ſich wieder in ſeine Loge, wo ſeine Gemahlin mit Herrn von Flemming in einem ſehr lebhaften Geſpräch begriffen war, das beim Eintritt des Gatten ſogleich abgebrochen wurde.

„Nun?" ſagte Herr von Flemming in ſpöttelndem Tone, „unſere Dame mit den Diamanten iſt nicht mehr allein in ihrer Loge ... es hat ſich ein Geſellſchafter eingefunden, der noch bei ihr iſt, ſich aber beſtändig im Hintergrunde hält."

„Ja, ich weiß es ... es iſt Lord Cheſterfield, der ihr Geſellſchaft leiſtet."

„Sie kennen alſo dieſen Herrn?"

„Er iſt mir kürzlich durch das Haus Mateo in Venedig empfohlen worden. Er iſt unermeßlich reich und von vornehmer Herkunft."

„Dann iſt die Sache klar," bemerkte die Gräfin, „die Dame iſt jedenfalls ſeine Maitreſſe."

„Du urtheilſt ſehr raſch, liebes Kind. Wenn es ſo wäre, wie Du ſagſt, warum blieb dann der Lord bis vor Kurzem

im Orcheſter und begab ſich nicht ſogleich in die Loge ſeiner Dame?"

„Mein Gott, das kann Alles vorher ſo verabredet geweſen ſein. Man kann ſeine Gründe haben, um eine ſolche Liaiſon vor den Augen der Welt geheim zu halten, beſonders wenn dieſer Lord von angeſehener Familie iſt. Sind Sie nicht auch meiner Meinung, Herr von Flemming?"

„Es iſt Alles möglich, Frau Gräfin."

„O, Sie brauchen nicht zu fürchten, ſich zu compromittiren!"

Der Beifall des Parterres lenkte die Aufmerkſamkeit des Publicums auf das Ballet. Ein reizendes Pas feſſelte Aller Blicke, man vergaß auf einige Minuten die Dame mit den Diamanten, und als Herr von Saint-Raymond wieder nach ihrer Loge ſah, war Niemand mehr darin.

„Sie iſt fort! und der Engländer auch!" rief der Graf im Tone unwilligen Erſtaunens; „ich werde nichts erfahren!"

„Was haſt Du denn?" fragte die Gräfin, indem ſie Flemming dabei anſah; „woher dieſe troſtloſe Miene? ... Ah, ich verſtehe! Deine Schöne iſt fortgegangen, ohne Dich zu erwarten! ... Das iſt wirklich Schade!"

„Morgen," dachte der Graf bei ſich, „werde ich Lord Cheſterfield zu Tiſche einladen."

Währenddem ſagte Guſtav zu Monferville:

„Die Dame iſt verſchwunden, wie ein Schatten. Was wird nun aus unſerer Wette?"

„Beruhigen Sie ſich, ich will dieſen Engländer ſchon wiederfinden. In Paris iſt ein reicher Engländer nicht ſchwer zu finden. Für heute wollen wir uns damit begnügen, bei Madame Puitvieux eine Partie Bakarat zu ſpielen."

„Ja, das wollen wir," erwiederte Guſtav, „und wo möglich wollen wir gewinnen."

8.

Das Spiel.

Am darauffolgenden Tage trat Guſtav, der einen Theil der Nacht in einem jener zweideutigen Häuſer zugebracht, welche von der Polizei nicht gerade verboten ſind, obwohl ſie es eben ſo gut verdienten, wie die verrufenſten Spielhöllen, und der nicht nur ſeine ganze Baarſchaft, ſondern auch noch zweitauſend Franken auf Ehrenwort verloren hatte, um halb ſechs Uhr Abends in die beſcheidene Wohnung ſeiner Tante Charlotte, bei der er ſich mehrere Tage nicht hatte ſehen laſſen.

Sein Geſicht war blaß und entſtellt, er, der ſonſt immer ſo heiter und vergnügt war, ſah heute finſter und verdrüßlich aus, ſeine Augen waren geröthet, kurz er hatte die Phyſiognomie eines Spielers, der verloren hat, der aber dem abſcheulichen Laſter noch nicht in dem Maße verfallen iſt, daß er nicht Reue fühlte über ſeinen Wandel und ſich die bitterſten Vorwürfe machte.

Aber er wußte, daß Tante Charlotte wegen ihrer Kurzſichtigkeit ſeine Verſtimmung und ſein vernachläſſigtes Aeußere nicht bemerken würde; deshalb war er zu ihr gekommen und warf ſich ſogleich nach ſeinem Eintreten in einen alten Lehnſtuhl, den einzigen, den das Zimmer aufzuweiſen hatte.

„Guten Tag, liebe Tante," hob er an; „wie geht es Ihnen?"

„Wie ſoll es gehen? ... Dich kümmert es ja doch wenig,“ entgegnete Charlotte in unmuthigem Tone, obgleich ſie im Stillen über den Beſuch ihres Neffen ſehr erfreut war. „Weißt Du auch, wie lange Du nicht bei mir geweſen biſt?“

„Ich weiß es, es iſt lange her, liebe Tante, aber Sie dürfen mir deshalb nicht böſe ſein.“

„Sechzehn Tage ſind es heute, daß Du weder mich noch Deinen Onkel beſucht haſt! ... Sechzehn Tage! Das iſt noch nie dageweſen, aber man ſagt ganz richtig: Alles hat einen Anfang!“

„Ich verſichere Ihnen, es iſt nicht meine Schuld ...“

„Nicht Deine Schuld? ... Ja, ja, es iſt wahr, wer ſo viel zu thun hat, wer ſo angeſtrengt arbeitet, wie Du ... denn Du arbeiteſt, Du prakticirſt, Du beſuchſt den Juſtizpalaſt, nicht wahr?“

„Nein, liebe Tante, nein, ich will nicht lügen ...“

„Das iſt Dein Glück, Du Leichtfuß! ... Ja, ja, ich weiß ſchon, Du denkſt an nichts, als an Vergnügen und Schwelgereien, und weißt Du, was die Folgen Deines leichtſinnigen Lebenswandels ſein werden? ... Aber nein, daran denkſt Du eben nicht, Dein einziges Beſtreben geht dahin, Dich zu amüſiren, und da kannſt Du freilich keine Viertelſtunde erübrigen, um Deiner Tante und Deinem Oheim einmal guten Tag zu ſagen.“

Guſtav erwiederte nichts, aber ein tiefer Seufzer entwand ſich ſeiner Bruſt. Charlotte war ſo wenig daran gewöhnt, ihn verſtimmt zu ſehen, daß ſie ſogleich beſorgt wurde und in verändertem Tone zu ihm ſagte:

„Was fehlt Dir denn, mein Sohn, biſt Du unwohl?“

„Nein, liebe Tante, ich befinde mich ganz wohl.“

„Aber etwas iſt mit Dir, denn Seufzen iſt nicht Deine

Gewohnheit. Alſo rede, was fehlt Dir? Ich hätte es gleich errathen können, daß Dir etwas begegnet ſein muß, weil ich Dich nicht auf der Treppe ſingen hörte. Deine Stimme iſt angegriffen ... komm, laß Dich einmal anſehen.“

Sie legte den Handſchuh, den ſie eben nähte, bei Seite, trat dicht zu Guſtav heran, betrachtete ihn eine Weile aufmerkſam und rief dann aus:

„Dacht' ich's doch, Dein Geſicht ſieht aus, als wäre es von Papiermaché! Und Du warſt ſonſt immer ſo friſch und blühend. Siehſt Du, das ſind ſchon die Folgen Deines Leichtſinns, Du untergräbſt Deine Geſundheit, und die Geſundheit iſt, wie Du weißt, das köſtlichſte Gut, weit koſtbarer noch als das Geld, obwohl auch das zum menſchlichen Leben nöthig iſt. Fühlſt Du irgendwo Schmerzen? ... Soll ich Dir eine Taſſe Thee kochen?“

„Ich wiederhole Ihnen, liebe Tante, daß Sie ſich ohne Grund beunruhigen; es kann wohl ſein, daß ich ein wenig angegriffen ausſehe, und ich bin dies auch in der That, denn ich war vergangene Nacht auf einem Balle, aber morgen wird das wieder vorüber ſein.“

„So, ſo, das iſt etwas Anderes; aber warum ſeufzteſt Du denn vorhin?“

„Ich habe geſeufzt? ... Dann dachte ich wahrſcheinlich an meine Liebesangelegenheiten.“

„Nicht doch, mich hintergehſt Du nicht ... gieb Dir keine unnütze Mühe, ich weiß mehr, als Du glaubſt.“

Guſtav wollte der Tante ſeine Lage nicht entdecken und er glaubte ſie leicht täuſchen zu können.

Nachdem er in der verfloſſenen Nacht wieder eine bedeutende Summe verloren, war er am Morgen zu ſeinem Wechſelſenſal gegangen und hatte ihm die letzten dreihundert Fran-

ken Rente zum Verkauf übergeben; dies war Alles, was er von seinem väterlichen Vermögen noch besaß.

Mit dem Erlös dieses Verkaufs konnte er seine Schuld decken und behielt dann noch etwa funfzehnhundert Franken übrig; da aber der Sensal ihm den Betrag erst nach realisirtem Verkauf, das heißt am folgenden Tage, auszahlte, so war Gustav augenblicklich ganz ohne Geld. Er hatte nicht einmal so viel mehr, um seine Mittagsmahlzeit bezahlen zu können, und er war gewöhnt, im Café de Paris zu speisen und am Abend eine neue Eroberung, eine Tänzerin von der großen Oper, zu besuchen. Zu dieser Art Damen aber darf man bekanntlich nicht mit leeren Taschen kommen.

In dieser Verlegenheit hatte sich Gustav seiner Tante erinnert, denn es braucht uns nur irgend ein Unglück zu begegnen, damit wir an diejenigen denken, die uns wahrhaft lieben. In solchen Fällen hat unser Herz ein vortreffliches Gedächtniß und ein instinctartiges Gefühl, das selten trügt.

Wir wissen jetzt, warum Gustav zu seiner Tante gekommen war. Er hatte Freunde genug, an die er sich hätte wenden können; aber sie hielten ihn alle für reich und er hatte eben keine Eile, sie darüber zu enttäuschen. Besonders war ihm darum zu thun, Monferville seine Lage zu verbergen, denn eine innere Stimme sagte ihm, daß dieser theure Freund vollkommen geneigt war, den Gedanken La Rochefoucault's zu verwirklichen: „In dem Unglück unserer besten Freunde ist immer etwas, was uns nicht mißfällt."

Gustav irrte sich darin nicht; Monferville würde sich in der That gefreut haben, wenn er ihn in Verlegenheit gewußt hätte. Wir wollen auch sagen, warum.

Monferville besaß ein sehr einnehmendes Aeußere, viel Geist und Verstand aber hatte er nie gehabt. Er war gelernter

Kaufmann und hatte in den Comtoirs, wo er gearbeitet, nur eine Wissenschaft studirt: die Wissenschaft, möglichst viel Geld zu verdienen, mit der er später noch die Kunst verband, Mädchen und Frauen zu verführen. Da die meisten derselben sich viel eher durch das, was sie sehen, als durch das, was sie hören, fesseln lassen und er von der Natur mit einem hübschen Gesicht und einer schönen Gestalt ausgestattet war, so hatte er auch zahlreiche Triumphe gefeiert. Später hatte eine bedeutende Erbschaft ihn in den Stand gesetzt, größere Handelsspeculationen zu unternehmen, und das Glück hatte ihn dabei so begünstigt, daß er sich bereits in seinem fünfunddreißigsten Jahre mit einem Vermögen von zwanzigtausend Franken Rente zur Ruhe setzen konnte.

Dieses unerhörte Glück hatte ihn noch anmaßender und dünkelhafter gemacht, als er es bisher gewesen; er war jetzt fester als je überzeugt, daß Keiner mit ihm in die Schranken treten und kein weibliches Wesen ihm widerstehen könne.

War er in Gesellschaft, so bildete er sich ein, daß man sich nur mit ihm beschäftigen, nur auf ihn hören, nur ihn ansehen müsse; befand sich zufällig ein talentvoller Künstler oder ein renommirter Schriftsteller unter den Anwesenden, so würdigte Monferville ihn keines Blickes, entfernte sich von ihm, wenn er sprach, und bemühte sich, der Unterhaltung eine andere Richtung zu geben, wenn die Rede auf ihn oder auf seine Werke kam. Er war ein modernes Beispiel von dem Hasse der reichen Schwachköpfe gegen Geist und Bildung, denn ein solcher Schwachkopf fühlt nur zu wohl, daß er sich mit all seinem Gelde weder Geist noch Bildung kaufen kann; dies erbittert ihn, er möchte bersten vor Aerger, und um sich an denen, welche ihm in dieser Hinsicht überlegen sind, zu rächen, behandelt er sie mit souveräner Verachtung und sucht

ſie bei jeder Gelegenheit zu demüthigen und zu verkleinern, indem er möglichſt laut mit ſeinen Thalern klimpert.

Ein trauriges Mittel, das eben ſo erbärmlich iſt, wie die, welche es anwenden, und nur dazu dient, den Aerger dieſer Geldmenſchen, denen jedesmal der Kamm ſchwillt, wenn ſie mit Jemandem zuſammenkommen, der nicht ſo dumm iſt, wie ſie, noch deutlicher erkennen zu laſſen.

Guſtav d'Eparville war nun zwar weder Künſtler noch Schriftſteller, aber er war nicht ohne Geiſt und poetiſche Begabung. Er machte recht wohlklingende Verſe, und wenn er auch kein ſo ſchöner Mann war, wie Monferville, ſo gefiel er doch allgemein und war namentlich bei den Damen ſehr beliebt. Mehr als einmal war er, ohne es darauf anzufangen oder nur zu wollen, Monferville's Nebenbuhler geworden und hatte den Sieg über ihn davongetragen.

Monferville hatte ſeinen Aerger darüber nicht merken laſſen, im Stillen aber haßte er Guſtav und hatte ſich vorgenommen, ſich an ihm zu rächen. Zu dem Ende erheuchelte er die aufrichtigſte Freundſchaft für den jungen Leichtfuß und zog ihn in den Strudel eines verſchwenderiſchen, ausſchweifenden Lebens, weil eine innere Stimme ihm ſagte, daß er in dieſem Punkte ihm nicht gewachſen ſei und den Kampf bald werde aufgeben müſſen. Erfahrene Geſchäftsleute haben einen gewiſſen Inſtinct, der ſie den Inhalt unſerer Börſe mit ziemlicher Genauigkeit errathen läßt.

Nachdem wir Monferville und ſeine eigentlichen Geſinnungen gegen Guſtav kennen gelernt, kehren wir zu dieſem zurück, welcher trotz des vertrauten Fußes, auf dem er mit ſeiner Tante ſtand, doch nicht recht wußte, wie er ſein gegenwärtiges Anliegen vorbringen ſollte.

„Du biſt alſo nicht krank, und doch ſeufzeſt Du und

ſingſt nicht mehr und ſitzeſt da, ohne mit mir zu ſprechen! ... Deine Verſtimmung wird wohl daher kommen, daß Du endlich einſiehſt, wohin Dein Lebenswandel ..."

„Sie könnten mir einen großen Gefallen thun, liebe Tante ... leihen Sie mir vierzig Franken."

„Ah, das war es alſo, was Dir auf dem Herzen lag? ... Du haſt kein Geld?"

„Das gerade nicht ... das heißt ... heute habe ich in der That keins ... es iſt ein Zufall ... aber morgen erhalte ich wieder welches, und dann bringe ich Ihnen Ihre vierzig Franken zurück, Sie können ſich feſt darauf verlaſſen. Alſo nicht wahr, Sie geben ſie mir, Tantchen?"

„Ich würde ſie Dir gern geben," erwiederte Charlotte, indem ſie das Taſchentuch vor die Augen hielt, „aber ich habe keine fünf Franken mehr im Hauſe."

„Wie, keine fünf Franken? ſo ſchlecht iſt Ihre Kaſſe beſtellt, arme Tante? Dann haben Sie wohl eine unvorhergeſehene Ausgabe gehabt, denn ich weiß, daß Sie trotz Ihres beſcheidenen Einkommens Erſparniſſe machen."

„Ja, wir haben allerdings eine unvorhergeſehene Ausgabe gehabt ... Dein Oheim und ich haben einen Wechſel von vierhundertfunfzig Franken für Jemanden bezahlt, der in's Schuldgefängniß eingeſperrt worden wäre, wenn wir ſeine Ehre nicht gerettet hätten. Siehſt Du, das iſt der Grund, warum ich keine hundert Sous mehr im Hauſe und Dein Oheim ſeine Uhr nicht mehr hat, die er, ein ſo pünktlicher Mann, gewiß ſchmerzlich vermiſſen wird."

Guſtav war wie vom Donner gerührt. Erſt jetzt erinnerte er ſich ſeines Wechſels, den er völlig vergeſſen gehabt, und er errieth, daß der Oheim und die Tante um ſeinetwillen ſelbſt in Verlegenheit gekommen waren. Tief gerührt durch

dieſe Aufopferung, welche nicht einmal auf Dank Anſpruch machte, ſah er ein, daß es nicht mehr an der Zeit war, ſich zu verſtellen, und er rief aus:

„Wie? iſt es möglich? Um dieſen verwünſchten Wechſel zu bezahlen, haben Sie ſo große Opfer gebracht?"

„Wir mußten wohl, da Du ihn nicht bezahlteſt."

„Aber woher haben Sie erfahren ... ich hatte doch Niemandem geſagt ..."

„O, ſchlimme Nachrichten erfährt man immer. Dein Wechſel befand ſich in den Händen eines herzloſen Mannes, der meinen Bruder aufſuchte und ihm ſagte, Du habeſt den Wechſel ſchon zweimal erneuern laſſen, aber er könne Dir nun keine weitere Friſt bewilligen. Außerdem hat dieſer Mann ihm auch geſagt, daß Du Deinem Verderben entgegengingeſt, daß Du ſchon Dein ganzes Vermögen durchgebracht habeſt und Dich vor Schulden nicht retten könneſt. Ach, ich wollte es gar nicht glauben!"

„Dieſer Mann hat leider die Wahrheit geſagt, meine gute Tante, ich will Ihnen nichts mehr verhehlen. Was würde es auch nützen, wenn ich leugnete? Die Wahrheit würde ja doch an den Tag kommen! Ja, liebe Tante, Ihr Neffe iſt ein leichtſinniger Müßiggänger, ein Spieler. Ach, das Spiel iſt es namentlich, was mich ſo weit gebracht! Ich ſehe, daß es die höchſte Zeit iſt, einzuhalten, denn mich ſchaudert, wenn ich daran denke, wie das enden muß. Sie können nicht glauben, welchen unwiderſtehlichen Reiz das Spiel für junge Leute hat, welche zur Befriedigung ihrer Leidenſchaften und Thorheiten Geld brauchen und, da ſie nichts gelernt oder die Luſt zur Arbeit verloren haben, kein anderes Mittel mehr kennen, als die Karten, um ſich das Gold zu verſchaffen, nach deſſen Beſitz ihnen gelüſtet. Wenn Sie wüßten, liebe Tante, mit wel-

Digitized by Google

chem Eifer man sich diesem Laster in Gesellschaften hingiebt, wo man von jungen und schönen Damen umgeben ist, welche selbst mit bösem Beispiele vorangehen, indem sie mit leidenschaftlicher Wuth spielen! Man wird durch diesen Anblick verführt, Theil zu nehmen; die Eitelkeit kommt in's Spiel, man hat nicht den Muth, sich auszuschließen. Wenn einer Dame einige Goldstücke an dem nöthigen Einsatze fehlen, so wirft sie einen verlangenden Blick auf die umstehenden Herren, welche alsbald mit einander wetteifern, sich als generöse Spieler zu zeigen, denen es auf ein paar Napoleons mehr oder weniger nicht ankommt, um sich nicht den Spottnamen einer Ratte zuzuziehen, wie diese Damen die ängstlichen Spieler nennen. Fängt man an, erheblich zu verlieren, so erhitzt sich das Blut, die Leidenschaft erwacht, man will sein Geld wiedergewinnen und die Gunst der Glücksgöttin um jeden Preis erobern, denn die glücklichen Spieler sind dann auch in anderer Beziehung glücklich ... die schönsten unter den anwesenden Damen blicken mit neidischem Gelüst auf sie ... sie fordern sie durch flehende Blicke auf, sie an ihrem ausdauernden Glücke Theil nehmen zu lassen. Es ist fürchterlich, dieses Spiel, aber es ist interessant, unterhaltend, fesselnd. Die Zeit entflieht dabei mit Windeseile, die Nächte verstreichen wie Stunden, die Stunden wie Minuten. Das Spiel, die Frauen und der Punsch verleiten den Menschen zu den größten Thorheiten ... man steht das auch zuweilen ein, aber sind diese Genüsse einmal zur Gewohnheit geworden, dann ist es schwer, ihnen zu widerstehen."

„Gott, Du erschreckst mich, mein armer Gustav! Ein so leidenschaftlicher Spieler bist Du schon?"

„Ja wohl, liebe Tante."

„Aber wenn Du so gern spielst, hättest Du es uns sagen

ſollen, wir hätten dann des Abends mit Madame Tendru und Herrn Curiace eine Partie Lotto zu einem Sou die Nummer arrangiren können.“

„Ein ſolches Spiel würde mich nicht amüſirt haben.“

„Weil der Punſch dabei gefehlt hätte, nicht wahr?... Wir würden uns mit Malventrank begnügt haben, der auch viel geſünder iſt als Punſch.“

„Laß uns nicht mehr daran denken, liebe Tante, ich will mich beſſern ... und es wird mir gelingen ... ich bin noch nicht ſo tief geſunken, daß keine Rettung mehr für mich wäre.“

„Ich hoffe es auch ... in Deinem Alter iſt noch nichts verſäumt.“

„Heute bin ich bei meinem Wechſelſenſal geweſen, um ihm meinen letzten Rentenſchein zum Verkauf zu übergeben.“

„Wie? den letzten?... Das iſt entſetzlich!“

„Was geſchehen iſt, iſt nicht zu ändern, alles Jammern und Wehklagen hilft zu nichts. Der Verkauf dieſes Rentenſcheines wird mir ungefähr ſechstauſend fünfhundert Franken einbringen.“

„Das iſt noch eine hübſche Summe, und wenn Du ſparſam biſt...“

„Ja, aber ich muß davon ſogleich zweitauſend bezahlen, die ich auf Ehrenwort verloren habe.“

„Zweitauſend Franken? Da hat man Dich gewiß beim Spiele betrogen.“

„Nein, nein, durchaus nicht. Ferner ſchulde ich Monferville fünfhundert Franken...“

„Dem jungen Manne, mit dem Du beſtändig umgehſt, den Du Dir zum Vorbild erwählt haſt?“

„Ja, ich geſtehe, daß dieſe Bekanntſchaft mich viel Geld gekoſtet hat, aber ſie hat mir auch manches Vergnügen ver-

ſchafft. Sie hätten zum Beiſpiel ſehen ſollen, was für ein Geſicht er machte und wie er ſich ärgerte, wenn ich ihm eine Eroberung wegfiſchte, auf die er ſich capricirt hatte.“

„Das iſt Alles recht ſchön, aber Du ſchuldeſt ihm fünfhundert Franken...“

„Allerdings. Ferner...“

„Wie? noch mehr?“

„Ja wohl, leider! Heute über acht Tage wird ein zweiter Wechſel von fünfhundert Franken fällig, den ich jetzt ſchon inlöſen werde, und dann ſchulde ich Euch vierhundert funfzig Franken für den Wechſel, den Ihr für mich bezahlt habt.“

„Davon wollen wir nicht ſprechen, das wird ſich finden.“

„Nicht doch, liebe Tante, dies iſt gerade das Nothwendigſte. Bedenken Sie, daß der Oheim ſeine Uhr verpfändet hat!“

„Nun gut, ſo will ich dieſe einlöſen, dazu bedarf ich aber nur hundert dreißig Franken. Wegen des übrigen...“

„Nein, Tante, ich zahle Ihnen die ganze Summe zurück, und wenn Sie nicht wollen, daß ich mich ernſtlich mit Ihnen erzürne, ſo ſträuben Sie ſich nicht länger dagegen. Dann will ich auch meinen Schneider und überhaupt alle Handwerker und Kaufleute bezahlen, denen ich noch ſchuldig bin, ſo daß Alles in Allem wohl fünftauſend Franken drauf gehen und mir noch etwa fünfzehnhundert übrig bleiben werden. Sie ſehen alſo, daß ich noch nicht ganz ruinirt bin, daß ich meine ſämmtlichen Schulden bezahlen und dann durch Thätigkeit das Verlorne wieder erwerben kann. Iſt das nicht eine erfreuliche Ausſicht auf die Zukunft? Ich glaube jetzt faſt, daß ich wohl daran gethan, mein Vermögen durchzubringen, weil ich nun gezwungen bin, Geld verdienen zu lernen und ſolid und geſetzt zu werden, wie ein Cato!... Doch für den Augenblick

muß ich Ihnen bekennen, daß ich noch nicht zu Mittag gegeſſen und entſetzlichen Hunger habe. Da Sie mir kein Geld leihen können, ſo werden Sie wenigſtens Ihre Mahlzeit mit mir theilen, nicht wahr, liebe Tante?"

„Mit dem größten Vergnügen, lieber Guſtav... aber... ich weiß nicht..."

„Sie haben wohl ſchon gegeſſen?"

„Nein, das nicht... aber ich bin heute nicht auf Gäſte eingerichtet... ich habe nur eine Suppe und Pflaumen."

„Das iſt freilich nicht viel, aber es thut nichts, ich eſſe mich an der Suppe ſatt."

„Halt, etwas kann ich Dir doch noch vorſetzen; ich will zu dem Traiteur nebenan gehen und ein Pfund Schweinscoteletten holen."

„Vortrefflich! Wenn es Sie aber genirt?"

„Darüber mache Dir keine Sorge, ich kann mir ſchon eine Ausgabe erlauben. Alſo ich will gehen und auch friſches Weißbrot mitbringen."

„Ja Tante, und kommen Sie recht bald wieder, denn ich weiß nicht, ob es daher kommen mag, daß ich dieſen Augenblick keinen Sou mehr beſitze, aber ich habe noch niemals einen ſolchen Appetit gehabt wie heute."

„Ich werde mich dazu halten. Ich will eine Schüſſel mitnehmen, um die Coteletten gleich ſelbſt mitbringen zu können, wir würden ſonſt vielleicht lange darauf warten müſſen. Decke immer den Tiſch, wenn Du willſt."

„Das ſoll geſchehen. Alſo gehen Sie, liebe Tante, und bringen Sie beſonders viel Brot mit."

9.

Der Pflaumenſchmauß.

Guſtav hatte ſich ſchon in ſein Schickſal ergeben und war wieder eben ſo heiter geworden, als hätte er noch ſein ganzes Vermögen beſeſſen. Sobald er allein war, begann er das Zimmer zu durchſuchen, um alles zum Decken des Tiſches Nöthige herbeizuſchaffen. Als er das kleine Tiſchtuch auseinander breitete, bemerkte er, daß es an mehreren Stellen ausgebeſſert war.

„Die arme Tante!“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „ſie hat nicht einmal neues Tafellinnen und verwendet ihre kleinen Erſparniſſe dazu, meine Schulden zu bezahlen!... Ich dachte mit keinem Athemzuge mehr an dieſen verwünſchten Wechſel. Und auch der Oheim... er hat ſeine Uhr dazu hergegeben! Der brave Mann hat trotz ſeiner ernſten und ſtrengen Miene ein eben ſo gutes Herz als ſie. Er wird mir allerdings bei unſrem nächſten Zuſammentreffen eine tüchtige Strafpredigt halten, aber ich habe ſie auch verdient. Wo mögen die Teller ſein?... Ah, hier ſind ſie. Die Tante will Brot mitbringen und da liegt noch ein großes Stück... aber wie hart iſt dies ... wenigſtens drei Tage alt! Alſo, ſie ißt ſolches Brot, mir aber hat ſie es nicht vorſetzen wollen, die Gute!... Es muß ein Ende nehmen, ich will arbeiten und reich werden, damit ſich die arme Charlotte recht pflegen und Braten ſtatt harten Brotes eſſen kann. Wein ſcheint ſie nicht zu haben, ich ſehe keine einzige Flaſche... Nun, das ſchadet nichts, ſo trinke ich Waſſer. Man ſagt, es ſoll der Geſundheit viel zuträglicher ſein... ich kann das nicht glauben, ſolche Behauptungen ſind nur für Leute, welche nicht die Mittel haben, ſich Wein zu kaufen.“

Guſtav war eben fertig mit ſeiner Arbeit, als Theodorine mit einem Papierſacke in der Hand eintrat. Beim Anblick des jungen Mannes entſchlüpfte ihr ein Ausruf des Erſtaunens.

„Sieh da, Herr d'Eparville! welche angenehme Ueberraſchung!“

„Guten Abend, Fräulein Theodorine... wie befinden Sie ſich? doch immer wohl?

„O ja, ich danke Ihnen... Aber was thun Sie denn hier?“

„Ich decke den Tiſch, wie Sie ſehen. Meine Tante hat mich zum Mittageſſen eingeladen, ich habe ihre Einladung angenommen, und während ſie ausgegangen iſt, um ein Luxusgericht zu holen, treffe ich die nöthigen Vorbereitungen zu unſrem Gaſtmahle.“

„Ach, Sie wollen hier ſpeiſen? ... das trifft ſich vortrefflich, denn ich bringe Mademoiſelle Charlotten eben einen Sack gebackener Pflaumen, die ich geſchenkt bekommen habe. Die können Sie zum Deſſert eſſen.“

„Dann haben wir mehr als wir brauchen, denn es ſteht ſchon ein Topf voll über dem Feuer. Doch das ſchadet nichts, Pflaumen kann man nicht zu viel eſſen... wir wollen die Ihrigen gleich auch mit kochen.“

Mit dieſen Worten ſchüttete Guſtav den Inhalt des Papiers in einen irdenen Topf, der ſchon eine Quantität Pflaumen enthielt.

„Aber Herr d'Eparville!“ rief Theodorine, Sie ſchütten ja Alles zuſammen! es wird anbrennen, da nicht mehr genug Brühe drauf iſt.“

„So gießen wir noch etwas Waſſer zu.“

„Beſſer wär's, Sie könnten Wein zugießen. Ein wenig Wein an Pflaumen ſchmeckt köſtlich.“

„Es ſoll mir lieb ſein, wenn Sie hier welchen entdecken.“

„Nun, wenn keiner da iſt, müſſen wir allerdings Waſſer nehmen. In dieſem Kaſſerol ſcheint auch noch etwas zu kochen ... haben Sie ſchon hineingeſehen, was das iſt?“

„Nein, aber es iſt wahr, wir wollen einmal nachſehen,“ ſagte der junge Mann, indem er den Deckel des Tiegels abnahm, aus welchem alsbald ein ſtark nach Zwiebeln riechender Dampf emporwirbelte. „Aha, es iſt unſre Suppe ... wir wollen ſie ruhig ſtehen laſſen, ſie wird wohl bald gut ſein.“

„Alſo Suppe und Deſſert hätten Sie... aber wo iſt das Hauptgericht?.. es dürfte wohl Zeit ſein, dieſes auch über das Feuer zu ſtellen.“

„Das holt die Tante eben. Wahrſcheinlich bringt ſie etwas recht Gutes mit, da ſie ſo lange ausbleibt, obgleich ich ihr geſagt habe, daß mich entſetzlich hungert.“

„Das glaube ich Ihnen, denn es iſt ſchon ſpät... halb ſieben vorbei.“

„Wenn ihr nur nichts zugeſtoßen iſt, da ſie ſo ſchlecht ſieht. So oft ſie ausgeht, fürchte ich jedesmal, daß ſie zu Schaden kommt.“

„Es hat keine Gefahr, ſie ſieht zwar ſchlecht, aber um ſo beſſer hört ſie.“

„Sie kommen ohne Zweifel, Fräulein Theodorine, um den Abend bei meiner Tante zuzubringen? Das iſt ſehr freundlich von Ihnen...“

„Ich leiſte ihr gern ein Stündchen Geſellſchaft, es macht mir ſelbſt Vergnügen. Aber ich dächte, Sie wären recht lange nicht bei Ihrer Tante geweſen? Wenigſtens äußerte ſie

neulich ihr Bedauern gegen mich, daß Sie ſich ſo ſelten bei ihr ſehen laſſen."

„Es iſt wahr, ich habe die guten Leute ſeit einiger Zeit ſehr vernachläſſigt. Der Strudel der Vergnügungen riß mich mit ſich fort.. ich kam nicht dazu, ſie zu beſuchen. Doch von nun an werde ich ſchon öfter kommen."

„Wirklich?" fragte das junge Mädchen mit einem freudigen Ausdrucke, der Guſtav auffiel, und er bemerkte jetzt zum erſten Male, daß Theodorine ein allerliebſtes Geſicht und eine reizende Taille hatte, was ihm bisher entgangen war, da ſeine anderweitigen Eroberungen ihn zu ſehr in Anſpruch nahmen.

Als Theodorine merkte, daß Guſtav ſie ſchweigend betrachtete, fühlte ſie das Blut in ihre Wangen ſteigen, und um ihre Verlegenheit zu verbergen, rührte ſie die Pflaumen um.

„Mein Magen wird ungeduldig!" rief Guſtav endlich, indem er im Zimmer umherging; „Tante Charlotte iſt gewiß in einen Keller gefallen, den ſie für die Küche des Traiteurs angeſehen hat!"

„Jetzt kommt ſie wahrſcheinlich... ich höre Jemanden auf der Treppe... man klopft..."

Die Thür wurde geöffnet, aber anſtatt der ſehnlichſt Erwarteten trat Madame Tendron ein. Die rothwangige Dame hatte ein ſorgfältig verſchloſſenes Körbchen unter dem Arme.

„Es iſt Madame Tendron," ſagte Guſtav; „Ihr ergebener Diener, Madame."

„Guten Abend, Herr d'Eparville... ah, Sie ſind allein mit Mamſell Theodorinen?"

„Ja, Madame, ich bin ſo glücklich..."

„Die hätte auch bleiben können, wo ſie war," dachte

Theodorine, während ſie Madame Tendron mit verdrüßlichem Geſicht begrüßte.

„Ich komme ungelegen, wie ich ſehe," antwortete dieſe; „ich ſtöre Sie wahrſcheinlich..."

„Durchaus nicht, Madame," verſetzte Guſtav, „wir ſind mit culinariſchen Arbeiten beſchäftigt... Fräulein Theodorine hilft mir das Mittagsmahl zubereiten, denn ich ſpeiſe heute bei meiner Tante."

„So, Sie haben noch nicht geſpeiſt?... Das freut mich; ich wollte eben Mademoiſelle Charlotten ein kleines Geſchenk bringen, das Ihnen zum Nachtiſch nicht unwillkommen ſein wird."

„Sie ſind zu gütig... es befindet ſich wohl in dieſem Korbe?"

„Ja, mein Herr."

„Iſt es vielleicht eine Gänſeleberpaſtete?"

„Nein, es iſt ein Körbchen Brunellen."

„Alſo auch wieder Pflaumen?... Alle Wetter, da können wir uns heute in Pflaumen gütlich thun!" rief Guſtav, indem er Theodorinen anſah, welche in ein ſchallendes Gelächter ausbrach, während Madame Tendron ſich auf die Lippen biß und in ziemlich gereiztem Tone fragte:

„Was iſt denn dabei Lächerliches?... wie kann ein Korb Brunellen Fräulein Theodorinen in eine ſo unmäßige Heiterkeit verſetzen?"

„Sie werden es gewiß entſchuldigen, daß wir lachten;" erwiederte Guſtav, „ja ich glaube ſogar, Sie werden in unſre Heiterkeit einſtimmen, wenn ich Ihnen ſage, daß Fräulein Theodorine ebenfalls einen Sack Pflaumen mitgebracht hat, und daß überdies ſchon eine Quantität in jenem intereſſanten Topfe dort am Feuer ſteht. Doch gleichviel, auch die Ihrigen

ſind uns willkommen, und ich will ſie ſogleich zu den anderen ſchütten.“

Guſtav öffnete den Korb und ſchickte ſich an, die darin enthaltenen Pflaumen zu den ſchon am Feuer ſtehenden zu thun; Madame Tendron aber hielt ihn zurück, indem ſie ausrief:

„Was fällt Ihnen ein, Herr d'Eparville? die Brunellen von Tours werden nicht gekocht, ſondern roh gegeſſen, dies iſt ihr beſonderer Vorzug... ſie ſchmecken ſo köſtlich!“

„Deſto beſſer, Madame, deſto beſſer, dann haben wir zwei verſchiedene Schüſſeln: gekochte Pflaumen und rohe Pflaumen. Wenn wir nur noch eine Paſtete hätten, ſo wäre unſer Mahl vollkommen.“

„Aber wo iſt denn Mademoiſelle Charlotte?“ fragte Madame Tendron.

„Sie iſt bereits vor einer Stunde ausgegangen und wollte ſogleich zurückkommen ... es muß ihr etwas zugeſtoßen ſein. Sie wollte hier nebenan ein Pfund Coteletten — ohne Pflaumen — holen, ſie weiß, daß ich entſetzlichen Hunger habe, und ſie kommt nicht wieder! Ich will ihr entgegengehen.“

In dieſem Augenblicke ließ ſich ein Geräuſch auf der Treppe vernehmen, man hörte deutlich, daß Jemand an dem Geländer oder der Wand anſtieß.

„Diesmal iſt ſie es!“ rief Guſtav.

Charlotte trat in der That mit verſtörter Miene und von Schweiß triefend ein. Ihre Schuhe waren total beſchmutzt und in der Hand trug ſie die Schüſſel, in der noch ein wenig Sauce, aber keine Spur von Fleiſch zu erblicken war. Man beeilte ſich, ſie niederſetzen zu laſſen, man umringte ſie, man beſtürmte ſie mit Fragen, und Theodorine reichte ihr ein Glas Waſſer, das ſie austrank, um ſprechen zu können.

„Es iſt Ihnen ein Unfall begegnet, liebe Tante," ſagte Guſtav, indem er vor ihr niederkniete; „erholen Sie ſich nur erſt, die Hauptſache iſt, daß Sie nicht verletzt ſind ... Aber was ſehe ich? Sie haben ja eine kleine Beule an der Stirn!"

„Das iſt das Wenigſte," entgegnete Charlotte ſeufzend; „es wäre gut, wenn mir nichts weiter zugeſtoßen wäre. Aber denkt Euch nur, Kinder ... ach, ich kann nicht mehr! ... ich bin ſo gelaufen! ..."

„Nehmen Sie ſich nur Zeit, Tante, beruhigen Sie ſich."

„Es geht jetzt, ich kann ſprechen. Alſo ich gehe hier nebenan zu dem berühmten Traiteur und beſtelle zwei Schweinscoteletten mit Eſſiggurken, die ich ſogleich bezahle. Man ſagt mir, es werde nicht lange dauern, und ich erwiedere darauf, daß ich warten wolle. Dies war der Fehler, den ich beging, denn ich hätte bei meiner verwünſchten Kurſichtigkeit nicht daran denken ſollen, die Coteletten ſelbſt mitzunehmen. Doch kurz und gut, ich warte darauf. Nach kaum zehn Minuten lagen ſie in einer köſtlichen Sauce mit appetitlichen Eſſiggurken in meiner Schüſſel. Ich verlaſſe den Laden, halte meine Schüſſel feſt an mich und gehe mit der größten Vorſicht. Plötzlich ſehe ich etwas vor mir laufen, ich denke, es iſt ein durchgehendes Pferd, ſpringe auf die Seite, ſehe in einer Mauervertiefung eine Bank und ſetze mich darauf, um Athem zu ſchöpfen ... aber es war keine Bank, ſondern ein großer Hund, welcher ſchlief. Das Thier erwacht, fängt an zu bellen ... ich ängſtige mich, ich ſchreie ... zwei andere Hunde kommen herbeigelaufen, fallen über meine Schüſſel her und laufen, jeder mit einer Cotelette im Rachen, wieder davon. Denkt Euch meine Verzweiflung! Ich wußte nicht, welchem ich zuerſt nachlaufen ſollte, endlich entſchließe ich mich und laufe

dem nach, der mir am nächſten war. Nachdem ich mich ſchon ganz außer Athem gelaufen, kommt ein Wagen, der den Hund meinen Blicken entzieht ... endlich ſehe ich ihn wieder, ich laufe ihm von Neuem nach, hole ihn ein und ergreife ihn am Schwanze, entreiße ihm das, was er im Maule trug, und was war es? ... eine Büchſe voll Kupfermünzen! ... Ich hatte mich verſehen, es war nicht mein Dieb, ſondern der Hund eines blinden Bettlers! Dieſer ſchreit: „Diebe!“ dringt mit ſeinem Stocke auf mich ein und ſchlägt mich damit über die Stirn, was mich auf den Gedanken brachte, daß dieſer Blinde wohl beſſer ſehen müſſe, als ich. Es verſammeln ſich eine Menge Menſchen, man ſpricht ſchon davon, mich zu arretiren, ich erkläre den Leuten den Hergang der Sache, meine Schüſſel mit Sauce, die ich noch in der Hand trug, bewies meine Unſchuld, und ſo ließ man mich wieder los. Mit vieler Mühe und nachdem ich mich mehrere Male in den Straßen geirrt hatte, erreichte ich endlich den Laden des Traiteurs wieder, wo ich abermals das durchgegangene Pferd zu hören glaubte, und ich fragte, ob man es noch nicht aufgehalten habe. — Was denn? — verſetzte der, den ich gefragt hatte. — Nun, das durchgegangene Pferd! erwiederte ich. Die Leute lachten mich aus, denn was ich für ein Pferd gehalten, war nur ein Straßenbube, der einen Drachen ſteigen ließ. — Nun wißt Ihr, warum ich ſo lange geblieben bin und warum ich ohne Coteletten zurückkomme.“

„Machen Sie ſich deshalb keinen Kummer, liebe Tante; wäre der Schlag nicht, den Sie auf den Kopf bekommen haben, ſo müßte man wahrhaftig über die Geſchichte lachen. Es iſt in der That ſpaßhaft, daß Sie dem Hunde eines Blinden ſeine Geldbüchſe haben wegnehmen wollen!“

„Lache in Gottes Namen, ich habe nichts dagegen. Aber

was willſt Du nun eſſen? ... Coteletten kann ich Dir nicht geben.“

„Und auch keinen Wein, nicht wahr?“ ſagte Guſtav, indem er Charlotten leiſe an's Knie ſtieß. „Sie haben die Flaſche gewiß auf Ihrer lebenden Bank liegen laſſen?“

„Ja wohl!“ erwiederte Charlotte, welche ſogleich errieth, daß ihr Neffe es nicht merken laſſen wollte, daß ſie nur Waſſer trank. „Ja, ich habe auch meine Flaſche verloren ... Alles! Alles!“

„Nun, Sie haben wenigſtens einen Troſt, liebe Tante; dieſe Damen haben Beide ein Geſchenk mitgebracht. Allerdings hat der Zufall gewollt, daß ſie Beide das Nämliche wählten, und noch dazu etwas, was Sie ſelbſt ſchon beſitzen; aber gleichviel, wenn man Pflaumen hat, iſt man wenigſtens vor Hunger geſchützt.“

„Wie?“ rief Charlotte, „dieſe Damen haben mir ...“

„Pflaumen mitgebracht, und zwar verſchiedene Sorten, ſo daß wir trotz der verunglückten Coteletten immer noch eine vortreffliche Mahlzeit haben werden. Wir wollen eſſen, denn ich habe entſetzlichen Hunger.“

„Warten Sie nur noch einen Augenblick, Herr d'Eparville,“ ſagte Theodorine, indem ſie ihren Hut zuband, „ich habe zufällig eine Paſtete zu Hauſe ... erlauben Sie mir, daß ich ſie hole, denn Sie können doch nicht blos Pflaumen zu Mittag eſſen. Ich bin ſogleich wieder hier, denn ich wohne im Hauſe, im anderen Flügel.“

„Sie ſind zu gütig, Mademoiſelle ... bitte, bemühen Sie ſich nicht ...“

Theodorine aber hörte nicht, ſie war ſchon zur Thür hinaus.

„Laß ſie doch, wenn ſie einmal will,“ ſagte Charlotte;

„die Mahlzeit würde in der That gar zu traurig sein. Gedulde Dich nur noch ein wenig.“

„Es ist aber doch sonderbar,“ bemerkte Madame Tendron, sich auf ihrem Stuhle wiegend, „daß Mademoiselle Theodorine eine Pastete zu Hause hat.“

„Ich weiß nicht, ob es sonderbar ist,“ sagte Gustav, „aber jedenfalls ist es für uns ein glücklicher Umstand. Legen Sie doch kaltes Wasser auf Ihre Stirn, liebe Tante, das wird Ihnen gut thun. An dem ganzen Unglück bin ich wieder Schuld! ... Ich rathe Ihnen, sich in Zukunft vor den Bänken in Acht zu nehmen, sie könnten Sie einmal in die Waden beißen!“

„Du böser Mensch! ... Doch im Grunde hast Du Recht, das Beste ist, man nimmt die Sache von der spaßhaften Seite. Hast Du wenigstens einmal nach der Suppe gesehen?“

„Ja, liebe Tante ... ich sage Ihnen, sie verbreitet einen Duft, der Einem Thränen in die Augen lockt.“

„Und Du hast auch schon gedeckt, wie ich sehe, das ist hübsch von Dir.“

„Ja, ja, ich bilde mich, ich fange an häuslich zu werden! Aber nun wollen wir essen, mich hungert entsetzlich!“

„Halt!“ rief Madame Tendron plötzlich, „eben fällt mir ein, daß ich Zwieback von Rheims zu Hause habe ... der schmeckt vortrefflich zu den Pflaumen ... ich will etwas davon holen.“

„Nein, Madame, ich bitte, bleiben Sie,“ erwiederte Gustav, sie zurückhaltend; „ich kann es durchaus nicht zugeben, daß man wegen mir so viele Umstände macht.“

„Sie haben doch Mademoiselle Theodorinen's Pastete

angenommen, warum wollen Sie also meinen Zwieback nicht auch annehmen?"

„Eine Pastete, Madame, ist fast unentbehrlich zum Mittagessen ... Zwieback aber ist überflüssig ... abgesehen davon, daß ich dann die Pflaumenbrühe nicht mit dem Löffel würde essen können, was für mich ein besonderer Genuß ist."

Madame Tendron gab nach und blieb. Bald erschien Theodorine wieder mit einem Korbe, in welchem sich eine große Pastete und eine gesiegelte Flasche Bordeaux befand.

„Ich bin doch nicht lange weggeblieben," sagte sie, während sie ihre Delicatessen auspackte und auf den Tisch stellte.

„Nein, allerdings nicht, dennoch aber glaube ich, Sie haben sie anderswo als zu Hause geholt," versetzte Charlotte, welche die Pastete nahe genug betrachtet hatte, um zu erkennen, daß sie noch nicht angeschnitten war. „Wie können Sie wegen uns so viel Geld ausgeben, Theodorine?"

„Und hier ist sogar eine versiegelte Flasche!" rief Gustav; „Mademoiselle denkt an Alles."

„Wie? auch Wein hat sie mitgebracht?"

„Ja, Tante, hier ist die Flasche, die Sie vielleicht für einen großen Rettig angesehen haben."

„Schweig, gefühlloser Spötter, und setze Dich zu Tisch, wir wollen essen."

„Ja, das wollen wir! Wir haben unsere Mahlzeit redlich verdient."

Charlotte setzte sich mit ihrem Neffen zu Tische, während Theodorine sich mit ihrer Stickerei beschäftigte und Madame Tendron die Enden ihres Gürtelbandes zwischen den Fingern drehte. Gustav verschlang zwei Teller voll Suppe, indem er sagte:

„Diese Zwiebelsuppe ist delicat ... bei den Restaurateuren ist sie nie zu haben, und das ist gar nicht recht!"

„Aber nimm Dir doch Zeit," bemerkte Charlotte, „Du versäumst ja nichts, wie ich hoffe."

„Nein, liebe Tante, gar nichts, ich bin frei ... ich habe nichts zu thun ... obgleich ich gern etwas thun möchte ... aber ... wollen wir nicht die Pastete vornehmen?"

„Meinetwegen, schneide sie an."

„Welch ein köstlicher Geruch! ... wie schön ist sie gefüllt! ... Sie sollten sie kosten, meine Damen."

„Ich danke Ihnen, ich habe gegessen."

„Ich ebenfalls."

„Diese Pastete ist in der That vortrefflich," sprach Charlotte. „Ich weiß nicht, wer sie Ihnen geschickt hat," setzte sie lächelnd hinzu, „aber es ist ein sehr gutes Geschenk."

„Und sie ist noch ganz heiß. Ich bitte Sie, mein Fräulein, mir die Adresse dieses Freundes mitzutheilen, denn ich wünsche seine Bekanntschaft zu machen."

Theodorine schlug die Augen nieder, ohne zu antworten. Charlotte und ihr Neffe waren mit der Pastete fertig und wollten zum Nachtisch übergehen, als die Thür geöffnet wurde und Herr Curiace in derselben erschien. Als er jedoch sah, daß man bei Tische war, blieb er stehen, ohne einzutreten, und sagte:

„O, verzeihen Sie ... ich komme zu früh ..."

„Keineswegs, Herr Curiace, wir essen heute zu spät ... es ist eigentlich schon das Abendessen. Aber kommen Sie doch näher! ... Sie fürchten sich doch nicht vor meinem Neffen?"

„Im Gegentheil," erwiederte Curiace eintretend; „ich

Bayerische Staatsbibliothek München

ein Glas von dieſem Bordeaux, Sie ſtarker Curiace; er kommt aus Fräulein Theodorinen's Keller."

„O nein, ich habe keinen Wein im Keller," erwiederte die Genannte erröthend; „ich habe ihn geſchenkt bekommen ... als ich krank war."

„Er iſt ausgezeichnet," bemerkte Curiace, „ich habe ihn noch nie ſo gut getrunken ... ich glaube ſogar, daß ich noch niemals Bordeauxwein getrunken habe."

„Ihr Herr Neffe äußerte vorhin, daß er Sie von jetzt an öfter beſuchen werde," ſagte Theodorine zu Charlotten.

„Ja, das iſt ein ſchöner Vorſatz, ordentlich zu werden; wir werden ſehen, ob er ſein Verſprechen halten wird."

„Sie ſollen es ſehen, liebe Tante. Moderner Simſon, noch ein Glas Wein auf die Geſundheit dieſer Damen!"

„Mit dem größten Vergnügen ... zuerſt wegen der Damen erkläre ich, daß ich bis morgen trinken und daß ich für Sie wer weiß wohin gehen würde."

„Ich halte Sie zu Allem fähig."

Das Geſicht des kleinen Curiace glänzte wie Feuer, und die Augen traten ihm aus dem Kopfe. Da er nicht gewöhnt war, reinen Wein zu trinken, befand er ſich ſchon nicht mehr in ſeinem Normalzuſtande. Er ſtand auf, lief im Zimmer umher, hob alle Möbeln mit ausgeſtrecktem Arm empor und wollte Jedermann tragen. Er nahm Guſtav auf den Arm und tanzte mit ihm zweimal im Zimmer auf und ab. Dieſer ließ es geſchehen, denn die Kraftproben des Dicken machten ihm viel Spaß. Curiace trat, nachdem er ihn endlich wieder abgeſetzt hatte, vor Madame Tendron und ſagte zu ihr:

„Jetzt iſt die Reihe an Ihnen, ſchöne Dame; laſſen Sie ſich emporheben und herumtragen, wie Alcibiades nach einem ſeiner Siege im Kampfe herumgetragen wurde. Ich habe es

geſehen ... ich weiß nicht wo ... auf einem Kupferſtiche, bei ... ich weiß nicht mehr, bei wem.“

„O nein, Herr Curiace, ich werde mich nicht von Ihnen tragen laſſen,“ gab Madame Tendron zur Antwort; „zuerſt würde mein Kleid zerdrückt werden ...“

„Das ſoll nicht geſchehen, ich faſſe Sie bei den Füßen.“

„Nein, ich will nicht.“

„Ah, Madame Tendron!“ rief Guſtav, „ich habe mich tragen laſſen und ich möchte doch ſehr gern ſehen, wie Alcibiades von den Athenern herumgetragen wurde. Es iſt gar keine Gefahr dabei; Herr Curiace iſt ein Rieſe, ein Herculeſ, und wenn Sie nicht glauben, daß Sie ſchwerer ſind, als ich ...“

„Nein, das gewiß nicht; ich ſehe zwar dick aus, aber ich wiege ſehr wenig.“

„Nun, wenn Sie nicht wollen, werde ich Fräulein Theodorinen herumtragen.“

Dieſe Worte machten Madame Tendron ſogleich anderen Sinnes; ſie ſtand auf und ſagte:

„Gut, tragen Sie mich, aber ſchonen Sie meinen Anzug.“

„Seien Sie deshalb ganz ruhig, ſchöne Dame. Steigen Sie auf einen Stuhl, ich ergreife Sie bei den Füßen und berühre Ihr Kleid gar nicht.“

„Aber auch nicht meine Waden.“

„O, ſo weit komme ich nicht hinauf.“

Madame Tendron kletterte auf einen Stuhl; der kleine Dicke faßte ſie ſäuberlich über den Füßen, ohne ihr Kleid zu berühren, und trug ſie triumphirend im Zimmer herum. Guſtav applaudirte und rief:

„Alcibiades iſt gewiß nie ſo ſchön von den Athenern getragen worden!“

Aber Theodorine wollte sich todtlachen, und das ärgerte Madame Tendron, weshalb sie zu ihrem Träger sagte:

„Es ist genug, setzen Sie mich nieder."

Aber Curiace, der seine ganze Kraft und Kunst zeigen wollte, fing an den Cancan zu tanzen, ohne Madame Tendron abzusetzen. Diese wurde böse und rief aus:

„Es ist genug, Herr Curiace; die Athener haben gewiß niemals mit Alcibiades so getanzt. Lassen Sie mich los!"

Aufgeregt durch den Druck der beiden Füße, welche seine Brust berührten, machte Curiace noch ausgelassenere Pas, ohne das Verlangen der Dame zu beachten. Endlich gab ihm diese, welche sah, daß Alle laut lachten, und zu fürchten anfing, daß Tom Pouce mit ihr fallen könnte, einen derben Schlag auf den Kopf, indem sie zornig ausrief:

„Ich befehle Ihnen, mein Herr, mich loszulassen."

Dieser nachdrücklichen Aufforderung durfte Curiace nicht widerstehen; er ließ daher die Füße der Dame los und ließ sie an sich herabgleiten. Ihre Füße erreichten bald den Boden, aber durch einen unglücklichen, nicht vorherzusehenden Zufall blieben ihre Kleidungsstücke an einer großen Nadel mit einem blauen Glassteine hängen, die Curiace in der Schleife seiner Cravatte trug, indem er glaubte, daß man das Glas für einen Edelstein halten müsse.

Man kann sich denken, in welche Lage Madame Tendron dadurch kam. Ihre Kleider wurden bis über ihr Gesicht emporgezogen, während der untere Theil ihrer Person seine Bedeckung verlor und den Anwesenden ein sehr lebendiges plastisches Bild zeigte.

Madame Tendron geberdete sich wie eine Besessene und schrie:

„Machen Sie mich los, ich bin hängen geblieben ... das

ist ja abscheulich! ... es soll Ihnen schlecht bekommen, Herr Curiace! ... es ist empörend!"

„Nein, nein," sagte Gustav, „im Gegentheil..."

Der unglückliche Curiace, dessen Kopf ebenfalls unter den an seiner Cravatte befestigten Kleidungsstücken und Anhängseln verschwunden war, sagte mit erstickter Stimme:

„Es ist ja nicht meine Schuld, Madame ... ich kann gar nichts sehen, ich bin selber eingewickelt. Ihr Kleid ist an meiner Busennadel hängen geblieben."

Charlotte stand auf, während ihr Neffe und Theodorine vor Lachen nicht zu Athem kommen konnten; sie ging auf die Gruppe zu und sagte zu der bedrängten Frau:

„Warten Sie, warten Sie, ich will Sie losmachen."

Aber in ihrem Eifer und bei ihrer Kurzsichtigkeit verwirrte sie den Knäuel noch mehr, indem sie die Nadel an einer Stelle suchte, wo sie nicht war, und dieses würde wahrscheinlich noch lange gedauert haben, hätte sich nicht Theodorine endlich entschlossen, ihr zu Hülfe zu kommen. Sie schob ihre Freundin zur Seite, ergriff Curiace am Halse und so gelang es ihr, die verwünschte Nadel, die das ganze Unglück veranlaßt hatte, herauszureißen und Alles wieder in die gehörige Ordnung zu bringen.

Madame Tendron hielt es für passend, auf einen Stuhl zu fallen und sich ohnmächtig zu stellen. Curiace, der in Verzweiflung war, sich ihr Mißfallen zugezogen zu haben, blieb ganz bestürzt mitten im Zimmer stehen und blickte ängstlich und verlegen um sich, während Charlotte ihrer Nachbarin ein Glas Wasser brachte und Gustav sagte:

„Gleichviel, Herr Curiace hat bewiesen, daß er ein Simson ist."

„Ja, aber bei mir soll er den Simson nicht wieder spielen, oder ich werde böse," versetzte Charlotte.

„Es thut mir außerordentlich leid, daß so etwas geschehen ist, mein Fräulein," stammelte der Dicke; „aber wie konnte ich voraussehen ... meine Busennadel ist Schuld, deren Spitze hervorragte ..."

„Aber wenn man solche stechende Dinge an sich hat, kommt man einer Dame nicht so nahe, mein Herr," sagte Madame Tendron mit Würde.

Zugleich nahm sie ihren Hut und Shawl und verabschiedete sich. Curiace ging ihr nach, in der Hoffnung, sie auf günstigere Gedanken zu bringen, und ihm folgten Theodorine und Gustav. Im Fortgehen aber sagte dieser leise zu seiner Tante.

„Sie wissen, morgen bezahle ich meine Schulden."

„Ja, aber mit allen hat es keine Eile."

„Verzeihen Sie, liebe Tante, mit allen. Lassen Sie mich nur bezahlen ... so lange ich es noch kann ... die Zukunft ist ohnehin ungewiß!"

10.

Ein englischer Liebhaber.

Ein elegantes Cabriolet mit einem feurigen Renner bespannt hielt vor dem Hotel in der Straße Tronchet, welches die schöne Dame bewohnte, die so viel Sensation in der Oper gemacht hatte. Ein kleiner Jockey war schon herabgesprungen und erwartete die Befehle seines Gebieters. Ein Herr im schwarzen Frack, mit weißer Cravatte und gelben Handschu-

hen, deſſen ganze Toilette überhaupt ſo gewählt iſt, als käme er zum Ball in einem vornehmen Hauſe, ſteigt vorſichtig aus dem Cabriolet, als trüge er Sorge, ſeinen Anzug nicht im Geringſten zu beſchädigen. Es iſt Lord Cheſterfield, der Engländer, den wir ſchon in der Oper geſehen haben. Nachdem er ſeinem Groom den Befehl gegeben hatte, ihn zu erwarten, ging er in das Haus.

„Iſt Frau von Monflanquin zu Haus und zu ſprechen?“ fragte er einen Thürſteher in glänzender hellblauer, auf allen Nähten mit goldnen Treſſen beſetzter Livree.

Der Gefragte verbeugte ſich ſehr höflich und bereit, trotz des Reichthums ſeiner Livree Antwort zu geben. Dies ſcheint anzudeuten, daß die Bewohnerin dieſes prächtigen Hotels nicht will, daß ihre Leute ſo impertinent ſind, wie die meiſten Bedienten der vornehmen Häuſer. Dies iſt eine Neuerung, die ihr Ehre macht.

„Madame iſt zu Haus,“ gab er zur Antwort; „im erſten Stock, die Thür zur Rechten.“

Der Engländer ſtieg langſam die ſchöne Treppe hinauf, deren Stufen mit einem dicken Teppich belegt waren. Nach ſeiner Ankunft auf dem Flur des erſten Stockwerks bewunderte er ein Statue der Pſyche, die in einer Niſche zwiſchen zwei großen hetruriſchen Vaſen mit prächtigen Cactus ſtand.

„Very well! ſehr geſchmackvoll, ſehr comfortable!“ murmelte der Lord, nachdem er ſich umgeſehen hatte. Dann trat er in ein großes Zimmer, deſſen Wände mit Frescogemälden in Watteau's Geſchmack bedeckt waren. Hier fand er den kleinen Diener, der vorgeſtern Abend im Opernhauſe auf dem Gange vor der Loge ſeiner Gebieterin Schildwacht geſtanden hatte, und ſagte zu ihm:

„Kann ich die Ehre haben, Frau von Monflanquin meine Aufwartung zu machen?“

Der Diener verbeugte ſich und zog an einer Glockenſchnur, worauf ein Kammermädchen erſchien, das ebenfalls nach einer artigen Verbeugung den Lord bat, ſich in ein Wartezimmer zu bemühen, während ſie ihn anmelden wolle.

Mylord trat in einen Salon mit einer Tapete von karmoiſinrothem Damaſt mit goldenen Franſen, auf der mehrere Gemälde von großen Meiſtern und mit glücklich gewählten Sujets prangten, ſo daß ſie die Augen erfreuten, ohne das Herz zu betrüben.

„Alles ſehr ſchön, überall der feinſte Geſchmack, auch in der Wahl dieſer Bilder,“ ſagte der Engländer zu ſich ſelbſt, indem er die Gemälde betrachtete. „Ja, ſie iſt eine Verehrerin der Kunſt, eine Kennerin der Malerei, wie der Muſik, wie der Poeſie... wie... kurz, ſie iſt eine Frau... wie ſoll ich ſagen? ... nein ich kann es nicht ſagen, denn ich finde kein Wort, um ihren ganzen Werth zu bezeichnen.“

Er beſchloß dieſe Betrachtung mit einem tiefen Seufzer und in dem nämlichen Augenblick kam das Kammermädchen zurück und bat den Lord, ihr zu folgen. Sie führte ihn durch mehrere, mit fürſtlicher Pracht und zugleich mit dem höchſten Geſchmack möblirte Zimmer bis in einen kleinen achteckigen Salon. Hier nehmen Spiegel die Stelle der Tapeten ein; Draperien von hellblauem Cachemir, übereinſtimmend mit dem Meublement dieſes reizenden Gemachs, fallen von der Decke auf die Spiegel herab und bilden Roſetten und andere Verzierungen, welche von ſilbernen Schnüren und Eicheln gehalten werden.

Hier ſaß die Herrin dieſes kleinen Palaſtes auf einer in der Mitte des Zimmers ſtehenden Doppelcauſeuſe.

Frau von Monflanquin war, wie wir ſchon erwähnt haben, kaum achtundzwanzig Jahre alt; ſie war brünet und ihr Teint hatte etwas Südliches, einen leiſen Anflug eines heißen Klimas. Sie war groß von Geſtalt und ſchön gewachſen; jede ihrer Bewegungen hatte einen Ausdruck von Grazie und Anmuth. Auf den erſten Blick würde man nur geſagt haben: „Sie iſt eine ſchöne Brünette;“ wenn man aber dieſes ernſte, zuweilen ſogar ſtrenge Geſicht aufmerkſamer betrachtete, entdeckte man in ihren Zügen etwas Ungewöhnliches, das einen ſtarken Charakter verrieth, ein Herz, das ſowohl die Leidenſchaften als die Schmerzen des Lebens lebhaft empfunden haben muß; auf dieſer hohen, ſchönen Stirn bemerkte man ſchon einige unvergängliche Linien, die immer die Folge tiefer Gedanken und ſchmerzlicher Betrachtungen ſind.

Die Augen dieſer Frau ſind groß und ſchön, aber ſie hält ſie faſt immer halb geſchloſſen, als ob das Licht ſie ermüde, und dann iſt ihr Ausdruck ſanft und rührend; wenn ſie aber im Geſpräch lebhafter wird, wenn ſie einen Zug von Muth oder von Menſchenliebe erzählt, dann fürchtet ſie nicht, ihre Lider völlig zu erheben und ihre Augen, die einen ganz andren Ausdruck angenommen haben, ſprühen Flammen und ſcheinen ſelbſt dem Kühnſten Trotz zu bieten.

Die Stimme der ſchönen Frau erleidet die nämliche Veränderung wie ihr Blick; gewöhnlich iſt ſie ſanft und zum Herzen ſprechend, aber ſie wird zuweilen heftig, laut und hart; es giebt Augenblicke, wo Frau von Monflanquin ihren Ton, ihr Benehmen, ihre Sprache gänzlich verändert, und wenn man einige Zeit in ihrer Nähe zubringt, wird man nur ſelten dieſe Uebergänge in ihrer Stimmung nicht bemerken.

Manche Perſonen hielten dies für Coketterie; beſonders die Frauen unterließen nicht, wenn ſie ihre Sonderbarkeiten

und die plötzliche Veränderung bemerkten, die ein Wort oder der geringfügigste Vorfall in ihrem ganzen Wesen hervorbrachte, zu sagen, dies Alles sei nur Berechnung, nur die Absicht, originell zu scheinen, nur eine neue Manier, Effect zu machen. Aber für verständige Männer, welche Gelegenheit hatten, öfter mit der reichen Wittwe beisammen zu sein, war es etwas Anderes, als die Sucht nach Originalität. Es erschien ihnen wahrscheinlicher, daß tiefe Schmerzen das Herz dieser seltsamen Frau gedrückt hatten, und daß der geringste Umstand, welcher traurige Erinnerungen in ihr weckte, hinreichend war, ihr gegenwärtiges Glück zu trüben und das Lächeln, das schon ihren Mund umspielte, in einen schmerzlichen Ausdruck zu verwandeln.

Frau von Monflanquin empfing ihren Besuch mit einer freundlichen Miene. Ein einfaches Morgenkleid von violettem Sammt, das um den Gürtel von einer weißseidenen Schnur zusammengehalten wurde, bildete in diesem Augenblicke ihre ganze Toilette, und ihr einziger Schmuck waren die Flechten ihres schönen Haares, welche kunstlos um ihren Kopf geschlungen waren. Aber in diesem reichen Negligé hatte sie etwas von den schönen Frauen, die man in den Gemälden Leopold Robert's bewundert, etwas von den reinen, ernsten Statuen, vor denen man so gern betrachtend stehen bleibt.

„Guten Morgen, Mylord; Sie machen von der Erlaubniß Gebrauch, die ich Ihnen vorgestern in der Oper gegeben habe," sagte sie, indem sie Lord Chesterfield die Hand reichte, welche dieser mit Eifer ergriff und ehrerbietig an seine Lippen drückte.

„Ja, Madame, ich mache Gebrauch von dieser Erlaubniß ... vielleicht zu schnell, aber ich kann mich niemals gedulden, wenn ich mir ein Glück verschaffen kann. Deshalb bin ich,

ſelbſt auf die Gefahr, unbeſcheiden zu erſcheinen, ſogleich, ſchon heute gekommen."

„Nehmen Sie Platz, Mylord; ſetzen Sie ſich zu mir."

„Ich bin unendlich glücklich, in Ihrer Nähe zubringen zu können; ich wünſchte, es wäre für das ganze Leben."

„Für Ihr ganzes Leben? ... Das wäre ſehr lang, lieber Lord, und ich würde fürchten, daß unſere Unterhaltung bald langweilig werden würde."

„O nein, wenigſtens für mich nicht; ich hätte Ihnen immer viel zu ſagen."

„Wiſſen Sie wohl, Mylord, daß Sie mich, wäre ich nicht völlig Herrin meiner Handlungen, meines Willens und meiner Gefühle, im höchſten Grade compromittiren könnten?"

„Sie compromittiren? ... wie ſo? ... das verſtehe ich nicht."

„Hören Sie mich an. Sie haben mich zuerſt vor achtzehn Monaten in Neapel geſehen, wo wir bei dem Beſuch des Veſuvs Bekanntſchaft machten. Ich wollte in den Krater hinabſteigen, um dieſen Mund der Hölle in der Nähe zu ſehen, der in dieſem Augenblicke keinen Zorn verrieth. Sie boten mir Ihren Arm zu dieſer etwas gefahrvollen Excurſion und ich nahm ihn an. Ich glaubte auf den erſten Blick einen Mann von Ehre und einen gefälligen Mann in Ihnen zu erkennen, und ich habe mich nicht getäuſcht. Mein Charakter, der zuweilen etwas ſeltſam iſt, hat Ihnen gefallen und Sie baten mich um die Erlaubniß, zuweilen mein Begleiter auf den Ausflügen zu ſein, die ich in der Umgegend von Neapel machen würde. Ich habe eingewilligt und es niemals bereut, Ihnen eine Erlaubniß gegeben zu haben, die ich noch Niemandem zugeſtanden hatte ... die auch ſeitdem Niemand von mir

erhalten hat, denn Sie werden nie ein fremdes Geſicht bei mir geſehen haben."

„In der That ... auch macht es mich ſehr ſtolz und ſehr glücklich, daß ich der Einzige war, der ..."

„Ich bitte, laſſen Sie mich ausſprechen. Ich habe niemals das Vertrauen bereut, das ich Ihnen geſchenkt hatte. Nur ein einziges Mal wäre unſer freundſchaftliches Verhältniß faſt geſtört worden; aber ich hoffe, daß dieſes nicht wieder vorfallen wird."

Bei dieſen Worten ſchlug der Lord mit einem tiefen Seufzer die Augen nieder; aber die Dame ſchien dieſes Zeichen von Betrübniß nicht zu bemerken und fuhr fort:

„Als ich Ihnen mittheilte, daß ich Neapel verlaſſen wollte, fragten Sie mich, wohin ich zu gehen gedächte. Ich hatte keinen Grund, ein Geheimniß daraus zu machen, und ſagte Ihnen daher, daß das nächſte Ziel meiner Reiſe Wien ſei. Drei Tage nach meiner Ankunft in dieſer Hauptſtadt begegneten wir uns und Sie wurden, wie in Neapel, mein Begleiter, ich könnte faſt ſagen mein Cicisbeo. Der nämliche Fall war es in Venedig, in Genua, auf dem Montblanc; ich fand Sie überall, wohin ich mich begab, und jetzt bin ich in Paris und Sie ſind ebenfalls hier."

„Iſt Ihnen dies unangenehm, Madame?"

„Wenn es mir unangenehm wäre, Mylord, ſo würden wir uns ſchon längſt nicht wiedergeſehen haben. Sie werden mich hinlänglich kennen, um zu wiſſen, daß ich eine Geſellſchaft, die mir mißfiele, nicht annehmen würde, daß ich nicht freundlich gegen Jemanden ſein könnte, der mir läſtig wäre. Ich habe Sie an den verſchiedenen Orten, die ich beſuchte, immer gern bei mir geſehen, und das Nämliche wird auch in Frankreich, meinem Vaterlande, der Fall ſein. Da ich aber

gesonnen bin, in Paris zu bleiben, so werde ich hier mehrere Personen bei mir sehen, und Sie dürfen daher nicht hoffen, wie auf der Reise mein einziger Gesellschafter zu sein."

„Sie werden in Paris Gesellschaft bei sich sehen?" sagte der Lord mit einem abermaligen Seufzer; „das thut mir leid; ich war so glücklich, Sie allein unterhalten zu können."

„Die Gesellschaft wird mehr Leben, mehr Heiterkeit in mein Haus bringen; ich werde Bälle, Concerte, Gastmähler geben."

„Dabei werde ich keine Unterhaltung finden; es würde mir viel angenehmer sein, allein bei Ihnen sein zu können."

„Es thut mir außerordentlich leid, Mylord, daß dies nicht nach Ihrem Wunsche ist, aber es ist nicht zu ändern. Uebrigens steht es Ihnen frei, nicht zu kommen, wenn ich Gesellschaft habe, wenn Sie die Einsamkeit so sehr lieben."

„Ich sollte nicht zu Ihnen kommen? ... Andere sollten Sie sehen und ich nicht? ... O nein, Madame, das wird nicht geschehen. Ich liebe nicht die Einsamkeit, ich will Sie sehen, mögen Sie allein sein oder in einer großen Gesellschaft ... allerdings wäre mir das Erstere lieber ... denn Sie sind mir unentbehrlich geworden ... ich bete Sie an!"

„Nehmen Sie sich in Acht, Mylord, Sie werden gegen unsere Uebereinkunft verstoßen; wir werden uns noch einmal vereinigen, aber diesmal werde ich mich nicht wieder versöhnen lassen."

„Erlauben Sie mir, Madame, lassen Sie mich auch ein wenig sprechen ... es soll das letzte Mal sein. Sie haben mir eben erzählt und ich wünschte Ihnen auch etwas zu erzählen."

„Es sei, sprechen Sie."

Nachdem Lord Chesterfield abermals einen tiefen Seufzer

ausgestoßen hatte, schien er seinen Muth wiedergefunden zu haben und sprach mit festerer Stimme:

„Auch ich, Madame, bin völlig frei, bin Herr meiner Handlungen und meines Willens; ich besitze ein bedeutendes Vermögen und habe nicht nöthig, es noch zu vermehren. Demohngeachtet gefiel es mir nicht mehr in meinem Vaterlande; ich reiste, um der Langenweile zu entfliehen, aber vergebens durchstreifte ich die Welt, um kleine Abenteuer ... wie soll ich sagen? ... unterhaltende Abenteuer aufzusuchen ... Sie erlauben mir dieses Wort? ..."

„Ja wohl, ja wohl ... ich bin keine Moralistin."

„Nun ja, ich fand kleine Abenteuer ... aber sie unterhielten mich dennoch nicht ... es fehlte mir etwas ... ich weiß nicht was ... das heißt, jetzt weiß ich es wohl, was mir fehlte, aber damals wußte ich es nicht. Endlich finde ich bei Neapel auf dem Vesuv eine junge Dame, eine Französin, die in den Krater hinabsteigen wollte. Das ist immer gefährlich, selbst wenn der Berg ruhig ist. Ich mußte den Muth dieser Dame bewundern, ich bot ihr meine Begleitung an und sie nahm sie an ... Sie wissen, daß Sie diese muthvolle Dame waren. Von diesem Augenblicke an ... ich weiß nicht, wie es kam und ob ich von dem Zauberstabe einer Fee berührt worden war ... von diesem Augenblicke an empfand ich nicht die geringste Langeweile mehr; im Gegentheil, Alles nahm für mich eine andere Gestalt an, ich fand Vergnügen an den unbedeutendsten Dingen ... die Gegenden, die Aussichten erschienen mir schöner ... die Luft, welche ich athmete, war angenehmer, würziger ... ich sah mit anderen Augen, ich hatte andere Sinne, es war, als ob ich erst anfinge zu leben. Die Fee, welche diese Umwandlung hervorgerufen, welche mich mit ihrem Zauberstabe berührt hatte, waren Sie, Madame! Ich

hatte auf der Stelle etwas für Sie empfunden ... ich konnte es nicht durch Worte bezeichnen ... aber Sie verstehen mich gewiß. Seitdem ich Ihre Bekanntschaft gemacht hatte, kam meine Traurigkeit nicht wieder ... das heißt, die Traurigkeit wohl zuweilen, aber die Langeweile nicht. Wenn ich nicht bei Ihnen bin, so brauche ich nur daran zu denken, daß ich Sie am Abend oder am folgenden Tage sehen werde, um sogleich wieder heiter und zufrieden zu werden. Je näher ich Sie kennen lernte, desto mächtiger ist dieses Gefühl emporgewachsen! Und wie konnte es auch anders sein? Anfangs sah ich in Ihnen nur eine schöne Frau, aber im Verfolg unserer Bekanntschaft sah ich, daß Sie eine Frau von Geist, von edlem Herzen, von Charakter sind ..."

„Ich bitte Sie, Mylord, lassen Sie das!"

„Nein, nein, erlauben Sie mir, lassen Sie mich sprechen! Sie haben mir die Erlaubniß gegeben und die Reihe war an mir. Wir waren zuerst in Italien, wo Sie italienisch sprachen; dann waren wir in Wien und Sie sprachen deutsch; mit mir sprachen Sie auch zuweilen englisch und sehr gut, viel besser, als ich französisch spreche ... denn ich wußte noch nicht die richtigen Wendungen zu nehmen, ich machte noch viel grobe Fehler ... aber nicht wahr, Sie verstehen mich?!"

„Sehr gut, Mylord; ich versichere Ihnen, daß Sie besser sprechen, als Sie glauben."

„Also, wie gesagt, ich finde in Ihnen eine schöne, geistreiche, hochgebildete Dame, welche frei von ... wie sagten Sie doch? ... frei von Pedanterie ist. Und wie können Sie nun verlangen, daß ich nicht völlig bezaubert von Ihnen bin? ... Ich liebte Sie, ich konnte nicht mehr ohne Sie leben, ich bot Ihnen meine Hand an ... das war etwas ganz Natürliches ... aber nicht wegen Ihrer Millionen, denn es war

mir unangenehm, als ich erfuhr, daß Sie ein großes Vermögen besitzen, und ich sagte zu Ihnen: Werfen Sie Ihre Millionen in's Wasser, oder schenken Sie sie lieber einem Armen, und werden Sie die Meinige; mein Vermögen wird noch groß genug sein, um jeden Ihrer Wünsche befriedigen zu können! — Das habe ich Ihnen gesagt, Madame, und darüber wurden Sie unwillig. Ich begreife nicht, wie es Sie hat beleidigen können, daß ich Ihnen dies sagte; ich glaubte, es sei keine Unhöflichkeit, einer Dame sein Herz, seine Hand, sein Vermögen anzubieten und ihr zu sagen, daß man sie über Alles liebt. — Dies ist Alles, ich bin jetzt fertig."

„Mylord," antwortete ihm Frau von Monflanquin, indem sie einen ernsteren Ton annahm, „Sie haben mich keineswegs beleidigt, indem Sie mir Ihre Hand anboten; Ihren Namen zu führen, ist eine Ehre, auf die jede Frau stolz sein würde. Ich habe diese Ehre ausgeschlagen und hatte eine Menge Gründe dazu, die ich Ihnen jetzt unmöglich mittheilen kann. Aber wenn auch diese Gründe nicht vorhanden wären, so würde ich Ihnen dennoch eine abschlägliche Antwort gegeben haben, weil ich, wie ich Ihnen auch schon gesagt habe, keine Liebe für Sie empfinde und ich mir eine Verbindung ohne Liebe nicht denken kann. Sie wissen es, ich bin sehr offen. Eine Cokette hätte Ihnen vielleicht Hoffnungen gemacht, aber ich will nicht, daß Sie eine Hoffnung nähren, die sich nie verwirklichen wird. Deshalb bat ich Sie, als Sie mir Ihre Liebe erklärten, darauf zu verzichten und besonders nie wieder auf einen Gegenstand zurückzukommen, welcher die Freundschaft, die bisher zwischen uns geherrscht hat, stören würde. Sie haben es mir damals versprochen, erinnern Sie sich dessen noch?"

„Ja, das ist nur zu wahr! ... heute habe ich auch

nur davon geſprochen, um Ihnen zu erklären, warum ich Sie liebe.“

„Und jetzt, da dies Alles vollſtändig erklärt und hinlänglich feſtgeſtellt iſt, ſprechen wir nicht mehr davon, nicht wahr, Mylord?“

„Wenn Sie es wollen ... indeſſen erlauben Sie mir noch zwei Worte. Sie lieben mich nicht, jetzt nicht ... gut, das ſteht feſt; aber wer giebt Ihnen die Gewißheit, daß Sie auch ſpäter noch ſo denken ... in einem Jahre, in zwei Jahren, in zehn Jahren vielleicht, gleichviel ... ich werde warten, ich habe Geduld. Wer ſagt Ihnen, daß meine Liebe Sie nicht einſt rühren wird? Dieſes Gefühl, das bei mir plötzlich, wie ein Blitz erwacht iſt, entzündet ſich bei Ihnen vielleicht langſamer. Es brennt nicht ein Feuer wie das andere.“

Die ſchöne Wittwe konnte ſich nicht enthalten, zu lächeln, aber ſie antwortete kopfſchüttelnd:

„Es iſt möglich, daß bei manchen Frauen die Liebe nur langſam entſteht und Zeit braucht, um zu erwachen; aber bei mir iſt dies nicht der Fall. Meine Gefühle ſind raſch, weil ich nichts halb empfinde. Die Liebe, der Haß, die Freundſchaft, die Dankbarkeit ... dies Alles empfindet mein Herz im Uebermaß. Ich habe es Ihnen geſagt und wiederhole es Ihnen zum letzten Male: ich werde mich nicht ändern. Jetzt bitte ich Sie, von dieſem Gegenſtande abzubrechen, und um Ihnen zu beweiſen, daß ich Sie als einen Freund betrachte, erlaube ich Ihnen, mich, wenn wir allein ſind, bei meinem Taufnamen Cäcilie zu nennen, um den ceremoniöſen Ton abzulegen, mit dem Sie mich immer Frau von Monflanquin nennen.“

„Cäcilie? ... das iſt ja ein herrlicher Name!“

„Sind Sie nun zufrieden mit mir?“

„Ich bin immer zufrieden mit Ihnen, selbst wenn ich bös auf Sie bin.“

„Ich sage es Ihnen zum letzten Male: als Anbeter würde ich gezwungen sein, Sie nicht mehr bei mir zu sehen; als Freund werden Sie mir stets willkommen sein.“

Lord Chesterfield unterdrückte einen abermaligen Seufzer und machte ein sonderbares Gesicht; da er aber sah, daß die Dame seines Herzens ihre schwarzen Augenbrauen zusammenzog und eine Miene annahm, welche nichts Freundliches mehr hatte, stellte er sich sogleich zufrieden und sagte, indem er einen heiteren Ton annahm:

„Sie haben eine prächtige Wohnung, Madame; das Hotel ist mit der höchsten Eleganz decorirt. Gewiß ist es ein Werk Ihres ausgezeichneten Geschmacks?“

„Ja, ich hatte meine Anordnungen hierher geschickt und sie sind ziemlich genau ausgeführt worden. Ich glaube, man kann hier sehr hübsche Soiréen geben.“

„Sie kennen also viele Leute in Paris?“

„Ich? ... fast Niemanden.“

„Aber Sie sagten mir, Sie wollten große Gesellschaften geben?“

„Mein lieber Lord, ich hätte Sie für einen besseren Kenner der Menschen, ihres Charakters und aller dieser vergnügungssüchtigen Leute gehalten, die Sie überall finden, wo ihnen Vergnügen und Genuß versprochen wird. Ich kenne Niemanden in Paris, aber man wird sich zu meinen Gesellschaften drängen, weil ich Millionen besitze. Die Künstler, die Financiers, die Kaufleute werden sich vielleicht wundern, wenn sie eine Einladung von einer ihnen ganz fremden Person erhalten; aber sie werden sich erkundigen und werden kommen, denn ich bin Millionairin. Die schönen Damen, die

nur stolze und verächtliche Blicke um sich her werfen, und die ich vorgestern in der Oper mit dem Glanze meiner Diamanten erdrückt habe, werden wissen wollen, ob sich in meinem Hause nicht etwas findet, woran sie ihre bösen Zungen üben können, und in dieser Hoffnung werden sie kommen. Einige vornehme Herren werden von der Neugierde getrieben werden. Meine Feste werden vollkommen sein. Alles, was den Sinnen schmeicheln kann, wird dabei aufgeboten werden. Man wird das beste Orchester in Paris, die ersten Künstler der italienischen Oper, die gewandtesten Taschenspieler, die geistreichsten Liedersänger bei mir finden; mein Eis wird vortrefflich, meine Erfrischungen köstlich, mein Souper fein und ausgesucht sein. Diejenigen, welche bei mir gewesen sind, werden nicht unterlassen, es bekannt zu machen, in Gesellschaft davon zu sprechen, und Sie werden sehen, daß sich bald mehr Gäste bei mir einfinden werden, als mein Hotel fassen kann. Ich bin Millionairin, damit ist Alles gesagt, dieses Zauberwort umschließt Alles. Es verleiht Geist, Schönheit, Eleganz, Adel, Talente, Macht; es verdeckt die Dummheit, es verwandelt Fehler in Tugenden und zuweilen selbst Schurken in rechtschaffene Leute."

„Es ist sehr traurig für die Menschheit, wenn Sie die Wahrheit sagen, Madame!"

„Es ist die Wahrheit, Mylord, ich übertreibe nicht, Sie können sich täglich davon überzeugen. — Wenn ich übrigens sage, ich kenne Niemanden in Paris, so gehe ich zu weit. Ich habe Empfehlungsbriefe an mehrere hiesige Banquiers und werde diese Empfehlungen dadurch unterstützen, daß ich ihnen einige Millionen übergebe. Aber haben Sie nicht einige Bekanntschaften hier, Mylord? Im Opernhause grüßten Sie einige Personen."

Digitized by Google

„O ich habe auch viele Briefe, um mich in die vornehme Gesellschaft einzuführen und habe auch schon einige derselben abgegeben, ich sah in der Oper einen Herrn, an den ich empfohlen war, den Grafen von Saint-Raymond.“

Als Cäcilie (denn wir können sie jetzt auch so nennen) den Namen des Grafen hörte, wurde sie von einem leisen Zittern ergriffen, ihre Züge veränderten sich, ein Paar Falten wurden auf ihrer Stirn sichtbar und ihre Augen glänzten von einem finstern, drohenden Feuer. Bald aber unterdrückte sie diese innere Bewegung und sagte:

„Den Grafen von Saint-Raymond? den kennen Sie?“

„Ich kenne ihn nicht weiter, als durch meinen Empfehlungsbrief.“

„Er war vorgestern in der Oper?“

„Ja, mit seiner Gemahlin. Ich habe sie wohl erkannt, denn ich sah sie in den Wagen steigen, als ich zu ihm ging, und er sagte zu mir: Es thut mir sehr leid, Sie meiner Frau nicht vorstellen zu können, denn sie ist eben ausgefahren. — Die Dame sieht leidend, kränklich aus, sie muß aber sehr schön gewesen sein.“

Frau von Monflanquin hatte schon seit einigen Augenblicken nicht mehr auf die Worte des Lords Chesterfield gehört; mit ihren Gedanken beschäftigt, war sie aufgestanden und ging im Zimmer auf und ab, indem ihr einige unzusammenhängende Worte entschlüpften. Aber ihr treuer Anbeter, der schon an die Veränderlichkeit ihrer Launen gewöhnt war, blieb auf seinem Sitze und ließ sich in seiner Rede nicht stören, indem er sich einbildete, daß sie auf ihn hörte.

Als die schöne Frau endlich ruhiger geworden war, nahm sie wieder an der Seite des Engländers Platz und sagte zu ihm:

„Verzeihen Sie, ich war zerſtreut ... Sie ſagten alſo, der Graf von Saint-Raymond war vorgeſtern mit ſeiner Gemahlin in der Oper?"

„Ja, Madame; ſind Sie auch mit ihnen bekannt?"

„Nicht im Geringſten, aber ich habe oft von ihnen ſprechen gehört und es ſind Perſonen, die ich mit Vergnügen bei mir ſehen würde. Sie werden die Bekanntſchaft mit ihnen fortſetzen, lieber Lord, nicht wahr?"

„Wenn Sie es wünſchen, Madame..."

„Ja, ich bitte Sie darum."

„Ein Wunſch von Ihnen genügt mir, denn es macht mich glücklich, wenn ich Ihnen mit irgend etwas nützlich ſein kann. Ueberdies unterſtützt mich der Zufall dabei, denn ich habe dieſen Morgen einen Brief des Grafen erhalten, mit welchem er mich zum Diner nächſten Sonnabend einladet."

„Vortrefflich, und Sie werden hingehen, nicht wahr?"

„Ich war noch nicht entſchloſſen dazu, aber da es Ihnen angenehm iſt, ſo werde ich es nicht unterlaſſen."

„Sie ſind ſehr freundlich. Und bei dem Diner ſuchen Sie doch zu erfahren, wer die anweſenden Gäſte ſind."

„Das wird man mir wohl ſagen; wenigſtens iſt es in England gebräuchlich, daß man einem Gaſte die Namen der Anweſenden nennt; man weiß dann wenigſtens, mit wem man zu thun hat."

„Ja, und dieſe Sitte iſt ſehr gut, aber ich glaube nicht, daß ſie in Frankreich allgemein eingeführt iſt. Nach dieſem Diner bei dem Grafen von Saint-Raymond haben Sie die Güte mich zu beſuchen, denn es würde mir ſehr lieb ſein, wenn Sie mir Ihre Beobachtungen und Ihre Bemerkungen darüber mittheilten. Ich werde Ihnen vielleicht ſehr neugierig erſcheinen, Mylord, da ich aber ſelbſt Geſellſchaft bei mir ſehen

will, so muß ich mich über das, was in der großen Welt vorgeht, zu unterrichten suchen."

„O, Sie sind stets ebenso hinreißend als geistreich, Madame, und Sie können nicht anders sein, wenn Sie es auch wollen. Werden sie heute Abend ein Theater besuchen?"

„Nein, Mylord; ich habe noch Tausenderlei zu besorgen, mit Lieferanten, mit Handwerkern und Künstlern zu sprechen, Putzsachen zu bestellen und auszuwählen; denn ich komme hier an, ohne zu wissen, was man trägt, und muß mich doch nach der Mode einrichten."

„Das haben Sie gar nicht nöthig, um stets am schönsten zu sein."

„Sie sind zu nachsichtig gegen mich, Mylord; aber nicht Jedermann hat Ihre Augen."

„Desto besser, desto besser! es würde mir nicht lieb sein, wenn Jedermann meine Augen hätte. Madame, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen; Sie erlauben mir doch, bald wieder zu kommen?"

„Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß Sie stets willkommen sind?"

Der Lord küßte ehrerbietig die Hand, die seine schöne Freundin ihm reichte, und verließ sie.

„Ich bin nicht ganz zufrieden," sagte er unterwegs zu sich selbst; „aber gleichviel, ich habe doch keine Langeweile mehr."

Sobald der Engländer sich entfernt hatte, ließ Frau von Mouflanquin ihren kleinen Groom rufen und sagte zu ihm:

„Erkundige Dich doch sogleich in einigen der nächsten Häuser von hier nach dem Boulevard zu, ob der Advocat Moulinard noch hier wohnt, und ob auch seine Schwester, Fräulein Charlotte, noch die Wohnung über ihm inne hat. Geh,

Jacquet, und komm bald zurück, um mir zu sagen, was Du erfahren hast.“

Der kleine Diener ging. Während seiner Abwesenheit ging Cäcilie unruhig im Zimmer auf und ab und sagte zu sich selbst:

„Ich bin in Paris, aber werde ich die wieder finden, die ich früher hier verlassen habe? Die Zeit zerstört oft unsere liebsten Hoffnungen! Der Augenblick zum Handeln ist gekommen, dieser Augenblick, den ich so sehr herbeigewünscht habe. Werde ich meinen Zweck erreichen? Mein Gott, du allein weißt es! Aber an Muth und Ausdauer soll es mir nicht fehlen, und die Vorsehung, die seit einigen Monaten so viel für mich gethan hat, wird mir beistehen, um mein Unternehmen zu Ende zu führen.“

Der Groom kam zurück und meldete seiner Gebieterin, daß Herr Moulinard und seine Schwester noch immer eines der benachbarten Häuser bewohnten. Bei dieser Nachricht belebten sich Cäcilien's Züge von einem freudigen Ausdruck und sie rief aus:

„Sie leben noch! Ich danke dir, mein Gott, daß du mir sie erhalten hast!“

11.

Ein Kinderspiel.

Gustav hielt Wort. Am Tage nach dem Pflaumenschmauße kam er gegen Abend zu seiner Tante und zählte vierhundert funfzig Franken auf den Tisch, indem er sagte:

„Liebe Tante, hier ist der Betrag des Wechsels, den Sie

und mein Oheim für mich bezahlt haben. Der heutige Tag wird in meiner Geſchichte beſonders ausgezeichnet ſein, denn ich habe alle meine Schulden bezahlt, alle! Zuerſt den zweiten Wechſel und dann habe ich den Schneider, Schuhmacher, Handſchuhmacher, Hutmacher zu mir kommen laſſen. Sie wollten es kaum glauben, als ich ihre Rechnungen bis auf den letzten Sou bezahlte, ſie glaubten zu träumen. „Jetzt iſt Alles abgemacht," ſagte ich zu ihnen, „ich bin Ihnen nichts mehr ſchuldig. Aber ich verbiete Ihnen, mir ferner etwas zu creditiren; die Tage, wie der heutige, ſind ſelten, rechnen Sie nicht auf ihr Wiederkommen und kommen Sie mir nicht wieder zu nah." — So bin ich nun frei, nur Monſerville hat noch fünfhundert Franken zu erhalten, aber ich habe ſie hier in meiner Briefta ſche. Es hat mir viel Ueberwindung gekoſtet! ich habe nur noch dreizehnhundert fünfundzwanzig Franken, aber mit Ordnung und Fleiß..."

„Aber warum giebſt Du mir denn die ganze Summe? Ich habe Dir doch geſagt, daß ich nur hundert dreißig Franken brauche, um die Uhr Deines Oheims einzulöſen."

„Meine gute Tante, nachdem ich alle meine Gläubiger vollſtändig bezahlt habe, darf ich meinen Verwandten gewiß nichts kürzen. Laſſen Sie das. Ich habe den Oheim noch nicht geſehen und fürchte mich vor einer Zuſammenkunft mit ihm, denn ich erwarte ſtrenge Vorwürfe von ihm und habe ſie verdient."

„Wenn er hören wird, daß Du ordentlich und fleißig geworden biſt, wird er Dir das Vergangene um Deiner Beſſerung willen verzeihen."

„Glauben Sie? dann will ich mich um ſo mehr beeilen, ein ganz ordentlicher Menſch zu werden. Aber vor allen Din-

gen muß ich zum Eſſen gehen, denn die Beſſerung ſchließt den Hunger nicht aus.“

„Willſt Du mit mir eſſen? Heute will ich Dir einige gute Leckerbiſſen bereiten.“

„Ich danke Ihnen, liebe Tante; ich will zu einem Reſtaurateur gehen, wo ich Monferville treffe. Es iſt mir lieb, mit ihm, wie mit meinen übrigen Gläubigern, aufs Reine zu kommen; ich habe zu dem Ende ſein Geld bei mir.“

„Nimm Dich in Acht, Guſtav; Du weißt, daß dieſer Monferville Dich immer zu Thorheiten verleitet. Laß Dich alſo nicht wieder bereden, wenn er Dir eine Spielpartie vorſchlagen ſollte.“

„O, damit hat es keine Gefahr! Ich habe mir vorgenommen, ordentlich zu werden und werde gewiß nicht damit anfangen, wieder dumme Streiche zu machen.“

„Schone Deine dreizehnhundert Franken!“

„Ich werde ſie ſchonen wie meinen Augapfel; ich werde ſie unter Glas und Rahmen faſſen laſſen, unter eine Glasglocke ſtellen.“

„Ach, wenn Du Unſinn ſchwatzeſt...“

„Weil ich keinen mehr machen werde, liebe Tante, kann ich ihn wohl noch ſagen. Auf Wiederſehen; ich werde nach dem Eſſen zu Ihnen kommen, denn ich habe mich geſtern ſehr gut amüſirt.“

„Wir wollen ſehen; wann wirſt Du kommen?“

„Bald, liebe Tante, recht bald.“

Guſtav ſprang raſch die fünf Treppen ſeiner Tante hinab und war im Begriff, das Haus zu verlaſſen, als er mit der hübſchen Theodorine zuſammentraf, welche nach Hauſe kam.

„Ach, meine geſtrige ſchöne Lieferantin, der ich den beſten Theil meines Diners verdanke!“

„O, Herr Guſtav, wollen Sie noch davon ſprechen?“

„Wenn ich auch nicht immer davon ſpreche, mein Fräulein, ſo können Sie doch verſichert ſein, daß ich ſtets daran denken werde.“

„Sie gehen fort ... wollen Sie heute nicht bei Ihrer Tante eſſen?“

„Nein, es iſt nicht alle Tage Feſttag. Ich will bei Vachette eſſen ... und ...“

Er hielt inne, ſah das junge Mädchen an und ſagte dann:

„Ha! eine Idee! ... Haben Sie ſchon geſpeiſt, Fräulein?“

„Nein, noch nicht.“

„Wollen Sie mir das Vergnügen machen, mit mir zu ſpeiſen?“

Theodorine ſchlug erröthend die Augen nieder und erwiederte:

„Herr Guſtav ... wo denken Sie hin ... daß ich mit Ihnen zum Eſſen gehen ſoll? ...“

„Warum nicht? Geſtern haben Sie mich regalirt, denn die Paſtete und die Flaſche Bordeaux verdankten wir Ihnen ... und heute will ich mich revanchiren, iſt das nicht in der Ordnung?“

„Zuerſt habe ich das, was ich geſtern ſo glücklich war, bei der Hand zu haben, Ihrer Tante angeboten ...“

„Ganz recht, aber ich habe drei Viertel davon gegeſſen.“

„Dann ... wohin wollen Sie mich denn zum Eſſen führen?“

„Nun, zu einem Reſtaurateur, und zu einem der beſten, davon können Sie überzeugt ſein. Ich werde Ihnen etwas Feines, etwas Ausgeſuchtes vorſetzen ... Sie ſollen es ſehen ... ich verſtehe mich darauf.“

„Aber bei einem Restaurateur mit Ihnen zu essen ... was wird man von mir denken?“

„Mein Fräulein, es ist durchaus nicht meine Absicht, Sie in ein Privatcabinet zu führen. Wir speisen im Salon, wo wir Damen, und sehr anständige Damen, finden; was haben Sie also zu fürchten?“

„Es ist nicht möglich, Herr Gustav; um mit Ihnen in einer Restauration zu speisen, müßte ich ... müßten Sie ... mit einem Wort, es kann nicht geschehen.“

„Was müßte ich, Fräulein? ... Vielleicht Ihr Mann sein, wie? ... Nun, wenn Sie es wünschen, werde ich Sie meine Frau nennen und Sie nennen mich Ihren Mann. Bei jedem Gericht, das ich bestelle, werde ich ganz laut sagen: Meine Frau wünscht dieses ... nimm doch noch etwas davon, liebe Frau ... Du issest recht wenig, liebes Weibchen! — Dann kann gewiß Niemand einen bösen Argwohn hegen.“

„Sie sind ein Kind, Herr Gustav; wir wollen also Eheleute spielen, als wenn wir noch klein wären!“

„Wenn man als Kind so spielt, warum sollte man es nicht auch thun, wenn man groß ist?“

„Ich will Ihnen einen Ausweg vorschlagen, durch den alle Bedenklichkeiten gehoben werden. Nehmen Sie Ihre Tante mit zu dem Restaurateur, dann will ich Ihnen mit Vergnügen Gesellschaft leisten.“

„Ich liebe meine Tante gewiß sehr, Fräulein, und ich würde sie sehr gern zu dem Restaurateur führen, aber bedenken Sie, was daraus entstehen könnte, in welche Verlegenheit uns ihr außerordentlich kurzes Gesicht bringen würde. Sie haben gestern eine Probe davon gesehen, als sie die Coteletten selbst holte. Beim Restaurateur würde es aber noch viel schlimmer sein. Sie würde Oel anstatt Senf nehmen, sie würde sich

Pfeffer in ihr Glas schütten, sie würde dem Kellner mit dem Teller in's Gesicht fahren, sie würde ihre Serviette anstatt des Beefsteaks zerschneiden und was weiß ich sonst noch! Sehen Sie, liebes Fräulein, über Dergleichen lacht man zu Hause, aber an einem öffentlichen Orte lachen uns andere Leute aus, und das macht uns keinen Spaß. Also, mein kleines Frauchen, haben Sie Vertrauen zu mir; ich bin zwar etwas leichtsinnig, aber ich bin deshalb nicht fähig, Sie zu beleidigen. Kommen Sie, speisen Sie jetzt mit mir; nach dem Essen sind Sie frei und verlassen mich, denn ich habe noch Geschäfte, und bei Ihrer Nachhausekunft erzählen Sie es meiner Tante, die gewiß über unsere Idee lachen und nichts Böses darin finden wird."

„Wenn Sie so sehr in mich dringen ... dann bin ich im Stande, mich verführen zu lassen."

„Sie willigen ein? Bravo!"

„Aber kann ich denn so gehen, wie ich bin? ... Mein Anzug ..."

„Ist vortrefflich; Sie haben einen Hut, eine Mantille ... um zu einem Restaurateur zu gehen, wirft man sich nicht in Staat. Also Ihren Arm und vorwärts!"

Theodorine läßt ihren Arm nehmen, den Gustav in den seinigen legt, und dann führt er das junge Mädchen fort, die sehr ängstlich und befangen ist. Sie sagt sich noch immer, daß sie mit einem jungen Manne nicht an einen öffentlichen Ort gehen sollte, aber demohngeachtet geht sie mit, sucht ihren Schritt nach dem ihres Begleiters abzumessen und ist in ihrem Herzen sehr zufrieden, daß er sie mitnimmt.

Gustav hatte sie zu raschem Gehen gezwungen und sie erreichten daher bald Vachette's Haus. Aber Theodorine hielt ihren Begleiter zurück und sagte ängstlich:

„Ich getraue mich nicht hineinzugehen.“

„Aber ist es denn verboten, zu essen? ... Sie glauben wohl, daß im Salon Jedermann Sie mit den Augen verschlingen wird? Fürchten Sie dies nicht. Die Leute, welche wir hier finden, sind gekommen, um zu speisen, und Alle sind viel zu sehr mit dem, was man ihnen bringt und was sie auf ihrem Teller haben, beschäftigt, um auf diejenigen zu achten, welche kommen oder gehen. Fassen Sie nur ein wenig Muth, wir haben nicht hoch zu steigen.“

Theodorine entschloß sich endlich, die kleine Treppe, welche nach den Salons der ersten Etage führt, hinaufzugehen. Im Saale angekommen, führte sie Gustav an einen Tisch, ließ sie niedersetzen und sagte zu ihr:

„Da sind wir. Sie sehen, daß es nicht sehr schwierig gewesen ist und daß unsere Ankunft keine große Sensation gemacht hat.“

„Gleichviel, aber ich zittere noch am ganzen Körper.“

„Das wird vorübergehen, wenn wir essen. Also, liebe Frau, gieb mir Deinen Hut, damit ich ihn aufhänge, wenn Du ihn nicht etwa aufbehalten willst.“

„O nein ... doch ... wenn ich ihn abnehme, wird man mich besser sehen.“

„Das wird Ihrem Nachbar nicht unangenehm sein. Uebrigens brauchen Sie sich vor diesem nicht zu fürchten. Zur Rechten sitzt ein junger Mann und eine Dame, die zu sehr mit sich selbst beschäftigt zu sein scheinen, um sich um Andere zu bekümmern, und zu Ihrer Linken ein einzelner Herr mit ernster, phlegmatischer Miene; wenn ich mich nicht ganz irre, muß es ein Engländer sein. Er scheint zu gebildet zu sein, um mit seinen Blicken unbescheiden zu werden. Gieb mir Deinen Hut, liebe Frau.“

Der Herr, von dem Guſtav ſprach, war Lord Cheſterfield, der zufällig dieſen Abend zu Vachette gekommen war, um zu ſpeiſen, obgleich er ſonſt gewöhnlich in's Café de Paris ging.

Theodorine knüpfte das Band ihres Hutes auf und gab ihn Guſtav, indem ſie leiſe ſagte:

„Hier, Herr Guſtav ...“

„Was ſoll das heißen: Herr Guſtav? Wenn ich Sie meine Frau nenne, müſſen Sie auch lieber Mann oder etwas Aehnliches zu mir ſagen.“

„Das kann ich nicht.“

„Beim Eſſen wird es ſich finden. Verzeihen Sie, mein Herr, wollen Sie mir erlauben, den Hut meiner Frau aufzuhängen?“

Die letzten Worte waren an Lord Cheſterfield gerichtet, über dem ſich ein leerer Haken befand. Der Engländer bog ſich zur Seite, Guſtav hing den Hut an den Haken, bedankte ſich dann und nahm ſeinen Platz wieder ein.

„Kellner, eine Karte!“

„Hier, mein Herr.“

„Eine Flaſche Beaune, Nummer 1, und Selterwaſſer. Was für Suppe willſt Du, liebes Kind?“

„Es iſt mir gleich ... beſtellen Sie ... ich eſſe Eines ſo gern, als das Andere.“

„Gut, ſo werde ich nach meinem Geſchmack wählen; wenn es Dir aber nicht ſchmeckt, iſt es Deine Schuld.“

Guſtav beſtellte nicht allein Suppe, ſondern auch ein halbes Dutzend Gerichte, weshalb Theodorine leiſe zu ihm ſagte:

„Was machen Sie denn? Sie beſtellen zu viel.“

„O nein, ich hoffe, daß es nicht dabei bleiben wird.“

„Wollen Sie denn immer wieder verſchwenden? ... Ich glaubte, Sie wollten ordentlich und ſparſam werden?"

„Ich werde morgen anfangen."

„Herr Guſtav! ..."

„Ich werde auf dieſe Anrede nicht mehr antworten. Ich bin Ihr Mann, allerdings nur für kurze Zeit, aber während dieſer Stunde bitte ich Sie, mir das zu bewilligen, was meine Illuſion vervollſtändigen kann. — Kellner!"

„Mein Herr?"

„Iſt Herr Monſerville im anderen Saale?"

„Nein, er iſt heute noch nicht hier geweſen."

„Das iſt mir nicht unlieb," ſagte Guſtav bei ſich; „wenn Monſerville dieſes Mädchen ſähe, würde er davon ſprechen, ſeine Bemerkungen darüber machen. Es iſt alſo deſto beſſer, daß er nicht hier iſt; ich werde ihn dieſen Abend ſchon noch finden. — Ah, da iſt die Suppe," ſprach er laut; „liebe Frau, erlaube mir, Dir vorzulegen."

Theodorine war blutroth geworden, aber ſie fand die Suppe köſtlich und ebenſo auch die folgenden Gerichte. Ihre Verlegenheit fing an zu ſchwinden, nicht aber die Röthe ihrer Wangen, denn Guſtav füllte beſtändig ihr Glas, indem er zu ihr ſagte:

„Aber trinke doch, liebe Frau, Du trinkſt gar nicht; man verdaut nicht gut, wenn man beim Eſſen nicht trinkt."

Theodorine, die gut zu verdauen wünſchte, leerte ihr Glas, indem ſie flüſterte:

„Herr Guſtav! ... Sie verführen mich zu allem Möglichen!"

„Was ſchadet es, wenn ich es nicht mißbrauche? Eine Frau iſt ihrem Manne Gehorſam ſchuldig. — Kellner! Champagner in Eis!"

Theodorine machte große Augen und sagte:

„Champagner? ... Sie wollen mich wohl betrunken machen?“

„Nein, und eben deshalb verlange ich den Champagner in Eis, weil er so nicht in den Kopf steigt.“

„Wir sind also schon beim Dessert, da Sie Champagner verlangen?“

„O nein, wir sind erst beim Braten, denn hier kommt das Rebhuhn. Auch glauben nur Gimpel, daß man den Champagner nur beim Dessert trinkt.“

„Dann bin ich also ein Gimpel, denn ich habe es geglaubt.“

„Ihnen ist es zu verzeihen, da Sie nicht gewöhnt sind, bei einem Restaurateur zu speisen. — Ein Stück Rebhuhn, liebes Weibchen?“

„Das nehme ich an, Herr Gustav.“

„Schon wieder Herr Gustav? ... Ich gebe Ihnen gewiß nichts mehr!“

„Nun ... geben Sie es nur, wenn Sie wollen ... lieber Mann ...“

„Welche Mühe kostet es, Ihnen dieses Wort zu entreißen! ... Wie finden Sie das Rebhuhn?“

„Es ist vortrefflich.“

„Wenn Tante Charlotte es so zubereiten kann, wird sie keine Brille mehr dazu brauchen. — Da ist der Champagner ... gieb Dein Glas her, liebe Frau.“

„Ach Gott! ... Wenn ich noch mehr trinke ... ich glühe schon, mein Kopf brennt ... ich glaube, ich sehe schon aus wie Madame Tendron!“

„Der Eis-Champagner wird Sie abkühlen.“

„Nun, dann will ich welchen trinken. — Ach, wie köstlich!... wie wohlthuend!“

„Nicht wahr er läßt sich trinken?“

„Eine herrliche Erfindung!“

„Sie ist nicht so viel werth, als die des Schießpulvers, aber sie schadet weniger. — Kellner, eine süße Mehlspeise und dann das Dessert. — Liebe Frau, Dein Glas ist leer, soll ich Dir einschenken?“

„Ja, lieber ... lieber Mann ... da Sie ... da Du mir versicherst, daß er abkühlt... ich danke Dir, liebes Männchen.“

Theodorine ist im Zuge; sie läßt sich nicht mehr bitten, Gustav ihren Mann zu nennen und fügt diesem Titel sogar zärtliche Worte hinzu. Sie wird redselig und bricht zuweilen in ein lautes Gelächter aus, wobei die Nachbaren sich umsehen, und besonders Lord Chesterfield, der das junge Mädchen verwundert betrachtete, denn er machte wahrscheinlich die Bemerkung, daß ihr Anzug in ein elegantes und von der vornehmen Welt besuchtes Restaurant nicht ganz paßte.

Gustav, der nicht die geringste Wirkung des Weines verspürte, sah ein, daß er das Glas seiner Gesellschafterin nicht so oft füllen durfte, denn sie trank es immer zu bald aus, indem sie sagte:

„Ach, wie delicat!“

Er beschleunigte das Ende der Mahlzeit, nahm dann, den Engländer nochmals um Verzeihung bittend, den Hut vom Haken und reichte ihn Theodorinen. Diese aber nahm ihn mit erstaunter Miene in Empfang und sagte:

„Gehen Sie schon fort?“

„Ja wohl, wir haben gespeist... Sie müßten denn noch etwas wünschen.“

„O nein, nein ... lieber Mann ... aber es iſt hier ſo hübſch ...“

„Wir wollen im Freien Kaffee trinken, das iſt beſſer. Geben Sie mir Ihren Arm, und ſtützen Sie ſich feſt auf den meinigen.“

Theodorine brauchte in der That die Unterſtützung von Guſtav's Arm, um ohne zu wanken aus dem Saale zu kommen, denn da ſie nicht gewohnt war, ſo viel zu trinken, war ihr ganz ſchwindlig und ihre Schritte waren unſicher. Aber ihr Begleiter hielt ſie ſo feſt, daß ſie ohne Anſtoß den Saal verlaſſen konnten.

Als ſie auf den Boulevard kamen, ſagte Guſtav zu ihr:

„Sie fühlen Sich doch nicht unwohl?“

„O nein, lieber Mann ... es iſt mir nur ganz drehend, als ob ich walzte ...“

„Das hat nichts zu ſagen, Sie ſind nur nicht gewohnt, Champagner zu trinken. Nach einer Taſſe Kaffee wird es wieder vergehen.“

„Ja, ja ... ich will trinken was ſie wollen ... lieber Mann ...“

„Sie nennt mich jetzt unaufgefordert ihren lieben Mann!“ dachte Guſtav, indem er ſie nach einem Kaffeehauſe am Boulevard führte. Er ſetzte ſich mit ihr an einen Tiſch vor dem Hauſe, damit die Luft die Champagnerdünſte deſto ſchneller verſcheuchen ſollte, und ließ Kaffee bringen.

„Nun, mein liebes Weibchen,“ ſagte er zu ihr, „ich hoffe, Sie ſind nicht ganz unzufrieden mit unſrem Abende beim Traiteur; es hat Ihnen nicht mißfallen?“

„O nein, liebes Männchen.“

„Aber Sie ſind ganz ernſthaft geworden, Sie ſind nicht mehr ſo heiter wie vorhin; wie kommt das?“

„Ach ich möchte weinen!“

„O nein, das thun Sie nicht! ... bedenken Sie, hier vor den Leuten! ... Und warum möchten Sie denn jetzt weinen? Was ist Ihnen denn Unangenehmes begegnet?“

„O nichts ... nichts ... im Gegentheil ... weil ich so glücklich bin!“

„Das ist ein sonderbarer Grund!... es ist ja ganz widersinnig!“

„Ach, lieber Gustav, wenn Sie mich schelten, muß ich weinen... das wird mir schmerzlich sein... ich kann es Ihnen ... nicht anders sagen...“

„Nein, nein, liebes Kind, ich schelte Sie nicht, dazu sind Sie zu hübsch ... es würde mir selbst weh thun, wenn ich Ihnen etwas Unangenehmes sagen sollte.“

Gustav schlug sich mit der Hand vor die Stirn und sagte zu sich selbst:

„Ich Unbesonnener! ich habe das arme Mädchen betrunken gemacht! Ich hätte bedenken sollen, daß sie an das Weintrinken nicht gewöhnt ist!“

Er rief den Kellner und verlangte Zuckerwasser, Orangenblüthenwasser, Aether.

Nach einigen Minuten hatten ein paar Tropfen Aether auf Zucker Theodorinen's Schwindel verscheucht und auch die Lust zu weinen war vergangen.

„Jetzt befinde ich mich viel besser, Herr Gustav!“

„Ich sehe es und höre es an der Art Ihres Sprechens und es freut mich sehr.“

„Ich habe vorhin vielleicht etwas Dummes gesagt?“

„Nicht das Geringste, aber ich bemerkte wohl, daß Sie sich nicht ganz wohl befanden.“

„Es ist vorüber, ich fühle nichts mehr.“

„Dann wollen wir wieder aufbrechen. Ich werde Sie bis an die Straße d'Antin begleiten, wo ich Sie verlaſſen muß."

„Ja ... es iſt wahr ... Sie müſſen mich verlaſſen ... Sie haben alſo ein Geſchäft?"

„Allerdings, ich muß einen Gläubiger aufſuchen, dem ich noch dieſen Abend eine Schuld bezahlen will."

„Könnten Sie nicht ... morgen bezahlen?... Sie könnten mit mir ... zu ihrer Tante gehen ... oder wir könnten vorher noch ein wenig promeniren. Da ich nun einmal bei Ihnen bin, ſo iſt es gleichgültig, ob eine halbe Stunde mehr oder eine halbe Stunde weniger ... was kann es weiter ſchaden?"

„Ich bedaure es ſehr, daß ich Ihren Vorſchlag nicht annehmen kann, aber ich habe mir vorgenommen, meine Schulden heute völlig zu berichtigen und will mir ſelbſt Wort halten ... denn... man weiß nicht, was geſchehen kann... die guten Vorſätze entfliehen zuweilen."

„Ja, ja, Sie haben Recht ... das iſt viel beſſer ... es iſt viel vernünftiger, als mit mir ſpazieren zu gehen. So kommen Sie."

Theodorine war ernſthaft geworden; ſie nahm Guſtav's Arm und ſie gingen zuſammen auf dem Boulevard weiter. Aber ſie ſagte nichts mehr, und Guſtav, dem es kein Vergnügen machte, allein zu ſprechen, ſchwieg endlich ebenfalls.

Als ſie an die Ecke der Straße d'Antin kamen, blieben ſie ſtehen und Theodorine ſagte, indem ſie den Arm ihres Begleiters los ließ:

„Gute Nacht, Herr Guſtav; ich danke Ihnen tauſendmal für das Vergnügen, das Sie mir gemacht haben."

„Glauben Sie denn, daß ich es nicht getheilt habe?

nur scheint es mir, daß auf den heiteren Abend ein zu ernsthafter Schluß folgt. Haben Sie mir einen Vorwurf zu machen, mein kleines Weibchen?"

„So dürfen Sie mich nun nicht mehr nennen, Herr Gustav. Dieser angenehme Abend und unser Scherz wird immer in meinem Gedächtniß bleiben, aber wir dürfen ihn nicht fortsetzen, er ist jetzt vorüber. Ich wünsche Ihnen eine gute Nacht, Herr Gustav."

Sie entfernte sich rasch und Gustav glaubte zu bemerken, daß sie Thränen im Auge hatte. Mißmuthig setzte er seinen Weg fort, indem er vor sich hinsagte:

„Wer kann diese Frauen verstehen! bei ihnen weiß man niemals, was für Wetter es ist, ob die Sonne scheint, oder ob es stürmt, ob man sich freuen oder beklagen, ob man zufrieden oder ärgerlich sein soll!... Das arme Kind! ich hätte diesen Abend mit ihr machen können, was ich gewollt hätte; aber obgleich man mich einen Wüstling nennt, so wäre ich doch nicht im Stande, den aufgeregten Zustand eines Mädchens zu mißbrauchen. Und überdies ... ich muß zwar gestehen, daß Theodorine recht hübsch ist, aber verliebt bin ich durchaus nicht in sie. Ich will jetzt meinen Gläubiger aufsuchen; ich wette darauf, daß er es nicht erwartet, schon von mir bezahlt zu werden; aber desto besser, es wird ihn ärgern."

12.

Die Verführer.

Guſtav hatte den Weg nach dem Café Tortoni eingeſchlagen, wo er Monſerville zu finden glaubte; aber kaum war er hundert Schritte auf dem Boulevard weiter gegangen, ſo begegnete er ſeinem Oheim Moulinard.

Beide blieben ſtehen. Moulinard betrachtete ſeinen Neffen mit einem kalten, ernſten und feſten Blicke, aber ohne ein Wort zu ſagen. Guſtav war etwas verlegen, denn er fühlte wohl, daß es an ihm war, das Geſpräch zu beginnen. Endlich ſagte er ſtotternd und indem er die Augen vor dem ſtrengen Blicke des alten Advocaten zu Boden ſchlug:

„Lieber Oheim... ich freue mich, Ihnen zu begegnen... denn ich wünſchte ſo ſehr, Sie zu ſprechen ... daß ich..."

„Wenn man Jemanden zu ſprechen wünſcht, dann geht man zu ihm und wartet nicht, bis man zufällig auf der Straße mit ihm zuſammentrifft."

„Es iſt wahr, Herr Oheim, ich hätte zu Ihnen gehen ſollen ... aber ... ich wagte es nicht ... und doch ſind Sie ſo gütig gegen mich geweſen, daß Sie ſich eines werthvollen und ſo nothwendigen Gegenſtandes beraubt haben, um eine Schuld für mich zu bezahlen!... Ach, ich verdiene dies gar nicht!"

„Allerdings haſt Du es nicht verdient, daß ich Dir dieſes Opfer brachte; auch habe ich es Dir nicht gebracht, ſondern mir, meinem Namen, der außerdem beſchimpft geweſen wäre."

„Lieber Oheim...!"

„Ich weiß, daß Du Deiner Tante die Summe zurücker-

ſtattet haſt, die wir für Dich bezahlt haben; Du kannſt alſo glauben, daß Du uns keine Verbindlichkeit mehr ſchuldig biſt.“

„O, das werde ich niemals glauben!... dann müßte ich ſehr undankbar ſein!“

„Ich weiß auch, daß Du, um Deine Schulden bezahlen zu können, die letzte Renteninſcription, die Du noch beſaßeſt, haſt verkaufen müſſen. Das ehrenvolle Vermögen, das Dir Dein Vater hinterlaſſen, das er durch jahrelangen Fleiß und Anſtrengung erworben hatte, haſt Du alſo in ſechs Jahren durchgebracht, vergeudet! Ich weiß es wohl, daß für Euch jungen Wüſtlinge der vornehmen Welt ſechstauſend Franken Rente ein Nichts, eine Lappalie ſind, und daß Ihr damit nicht ein halbes Jahr eine Eurer Schönen unterhalten könnt. Wenn Du aber dieſes Vermögen wirſt wieder verdienen ſollen, dann wirſt Du einſehen lernen, daß das Geld nicht ſo häufig iſt, um es muthwillig aus dem Fenſter werfen, es mit Unbeſonnenheiten und Ausſchweifungen verſchwenden zu können. Wenn ſo viele rechtſchaffene Familienväter, ſo viele kleine Beamte den ganzen Tag über angeſtrengt arbeiten und ſich glücklich ſchätzen, wenn ſie funfzehn- bis achtzehnhundert Franken Gehalt bekommen, wird es Dir wohl einleuchten, daß ein Einkommen von ſechstauſend Franken für einen allein ſtehenden jungen Mann ein Reichthum iſt, wenn er es überdies durch eine Arbeit, die ebenfalls Ehre bringt, verdoppeln könnte! Glaube nicht, daß ich die vom Glück Begünſtigten tadle, wenn ſie ihren Reichthum planlos und zuweilen ſehr unzweckmäßig verſchwenden. Bei den Reichen iſt die Verſchwendung eine Tugend; es wäre ein Unglück, wenn ſie Schätze aufhäuften, die Niemandem etwas nützten. Aber Du gehörteſt nicht in dieſe Klaſſe und der Beweis iſt, daß Du jetzt nichts mehr haſt!“

„Seien Sie verſichert, daß ich die ganze Wahrheit Ihrer Worte fühle. Ich bin ein Unbeſonnener, ein Wahnſinniger geweſen, ich habe mich hinreißen laſſen ..."

„Weil Du ſchlechte Geſellſchafter hatteſt, obgleich ich es Dir oft genug geſagt habe, daß Du mit Leuten umgehſt, die Dich ruiniren werden."

„Aber, lieber Oheim, ich habe mein Unrecht eingeſehen."

„Nachdem Du nichts mehr hatteſt."

„Ich werde keine Unbeſonnenheiten mehr begehen ..."

„Weil Du es nicht mehr kannſt."

„Ich habe alle meine Schulden bezahlt und noch eine kleine Summe übrig behalten, von der ich leben werde, bis ich mir durch Arbeit etwas verdiene. Sie werden ſehen, mein theurer Oheim, ich will eben ſo fleißig, eben ſo arbeitſam werden, wie Sie ... ich will wieder reich werden!"

„Das ſind ſchöne Vorſätze, wir werden ſehen, ob Du ſie ausführſt."

„Wollen Sie mir nicht verzeihen, lieber Oheim? ... Wollen Sie mir nicht Ihre Hand geben?"

„Ich werde Dir verzeihen, wenn Du Dich wirklich geändert haben wirſt, wenn ich Dich bei der Arbeit ſehe, wenn ich die Gewißheit haben werde, daß Du auf den guten Weg zurückgekehrt biſt, mit dem feſten Entſchluſſe, ihn nicht wieder zu verlaſſen. Ja, dann werde ich Dir verzeihen und Dir meine Hand geben; aber bis dahin erſpare Dir die Mühe, mir die Deinige zu reichen. Gute Nacht."

Moulinard entfernte ſich mit raſchen Schritten, ohne ſeine Hand in die ſeines Neffen gelegt zu haben. Dieſer ließ ſie traurig ſinken und ſprach zu ſich ſelbſt:

„Er hat mir ſeine Hand nicht geben wollen! ... Welche Härte! Er will durchaus nicht glauben, daß ich mich beſſern

will; aber der Augenſchein wird ihn wohl auf andere Gedanken bringen. — Doch, die Zeit vergeht; ich werde Monſerville nicht mehr bei Tortoni finden.“

Der ſchöne Monſerville war noch im Café Tortoni und aß Eis in Geſellſchaft ſeines guten Freundes Malochetti, eines Menſchen, von dem er gewiß war, daß er ihm keine ſeiner Eroberungen abſpenſtig machte und für den er daher große Freundſchaft empfand.

Als Monſerville den eintretenden Guſtav erblickte, ſagte er mit einem ſpöttiſchen Lächeln zu Malochetti:

„Da kommt unſer junger Mann, der ſo viel Glück bei den Damen hat, das ihn aber neulich beim Spiel ganz verlaſſen hatte.“

„Die Sprüchwörter haben immer Recht.“

„Ja, immer, und es iſt eben ſo wahr, daß Saltarella Guſtav verabſchiedet hat und jetzt von dem kleinen Grafen von Beſſière unterhalten wird.“

„Den ſeine Familie für einen Verſchwender erklären laſſen will?“

„Ganz recht; aber das iſt bis jetzt noch nicht geſchehen und er hat der Kunſtreiterin ſchon eine Broſche für dreitauſend Franken geſchenkt.“

„Alle Wetter! Für eine ſolche Broſche könnte man viel Faſanen mit Trüffeln eſſen!“

„Sie würden einem Mädchen gewiß kein ſolches Geſchenk machen, Malochetti.“

„Nein, ich rühme mich deſſen; aber Sie gewiß auch nicht.“

„Ich müßte allerdings ſehr verliebt ſein.“

„Und ſeit wann hält es die ſchöne Reiterin mit dem Grafen?“

„Seit vorgestern; sie war mit Gustav nicht mehr zufrieden und sagte, er würde knauserig. Ich glaube, daß seine Fonds gefallen sind. Dieser Mensch hat in unseren Kreisen einen Rang einnehmen wollen, dem seine Kräfte nicht gewachsen waren, und jetzt ist es mit ihm zu Ende."

„Hatten Sie ihm bei Frau von Puitvieux nicht Geld geliehen?"

„Eine Kleinigkeit, fünfhundert Franken, die ich nie wiedersehen werde und die ich als verloren betrachte. Er ist auch Duversac zweitausend Franken schuldig, die er im Landsknecht auf Ehrenwort an ihn verloren hat. Der arme Duversac! Er wird lange darauf warten können."

„Nein, er wartet nicht mehr darauf," erwiederte Malochetti, indem er langsam sein Pistazieneis schlürfte.

„Wie? er wartet nicht mehr darauf? Was wollen Sie damit sagen?"

„Daß Gustav diesen Morgen Duversac die zweitausend Franken bezahlt hat, die er ihm schuldig war. Der Letztere hat es mir selbst gesagt."

„Wie, Malochetti," sagte Monferville höchst erstaunt und mit verdrüßlicher Miene, „Sie wußten dies und haben mir nichts davon gesagt?

„Das wird Sie wegen Ihrer fünfhundert Franken beruhigen."

„Wer hat Ihnen gesagt, daß ich deshalb besorgt gewesen bin?"

„Sie sagten doch eben, Sie würden sie nie wiedersehen."

„Ich sagte ... ich sagte ..."

Monferville konnte nicht weiter sprechen, denn in diesem Augenblicke trat Gustav, der ihn gesucht hatte, zu ihnen und setzte sich mit an ihren Tisch.

„Guten Abend, meine Herren, ich freue mich, Sie hier zu finden. Sie haben diesen Abend nicht bei Vachette gespeist, Monferville?“

„Nein, Malochetti nahm mich mit zu Paul Brogi, wo man übrigens sehr gut ißt. Sie haben mich bei Vachette gesucht?“

„Ja, ich bin Ihr Schuldner und wollte Ihnen meine Schuld bezahlen. Hier, lieber Freund, sind Ihre fünfhundert Franken.“

Monferville verzog den Mund ein wenig, nahm aber das Bankbillet und legte es in sein Portemonnaie.

„Wenn Sie mich deshalb gesucht haben,“ erwiederte er, „branchten Sie sich nicht zu bemühen. Ich habe auf diese Summe nicht gewartet.“

„Das weiß ich wohl; aber Spielschulden muß man bezahlen, und wenn man es nicht in vierundzwanzig Stunden kann, doch so bald als möglich.“

„Welch ein musterhafter Schuldner!“ sagte der Italiener; „ich wollte, Sie wären mir schuldig.“

„In diesen Fall werde ich schwerlich kommen können, denn Sie borgen Niemandem, Sie sind wie die Ameisen.“

„Nun ja,“ erwiederte Malochetti mit erzwungenem Lächeln, „die Ameise ist ein Insect, das ich sehr schätze.“

„Sie hatten neulich Abend bei Frau von Puitvieux kein Glück,“ sagte Monferville.

„Nein, ich verliere immer und werde auch nicht wieder spielen.“

„Das sagt man wohl, aber man spielt doch wieder. Was soll man auch sonst thun? man muß doch die Zeit hinbringen, und nichts vertreibt sie besser als das Spiel.“

„Es giebt, Gott sei Dank, noch andere Mittel, die Zeit auszufüllen und sich zu amüsiren.“

„Bei den Damen, nicht wahr, Verführer!“

„Nun ja, in diesem Spiel habe ich mehr Glück.“

„Aber man sagt ja, daß Saltarella Ihnen den Abschied gegeben habe.“

„Sie hat ihn mir nicht gegeben, sondern ich ihr. Ein halbes Jahr Reitstunde ist gewiß genug.“

„Nun, Sie haben sehr bald einen Nachfolger erhalten. Ihr Wittwenstand hat nicht lange gedauert: sie hat jetzt den kleinen Grafen Bessière.“

„Vorgestern Morgen habe ich mit ihr gebrochen und vorgestern Abend hat sie den Grafen genommen; dagegen ist nichts zu sagen, es ist Alles mit der gehörigen Ordnung zugegangen. Ich kenne genug von dieser Sorte, die einen Anderen nehmen, ohne den Ersten zu verlassen; das ist zwar interessanter, aber es ist weniger ehrlich. Apropos, Monferville, haben Sie noch immer die kleine Armantine, die hübsche Operntänzerin?“

„Allerdings, und ich sehe auch noch gar nicht ein, wie ich einmal von ihr loskommen werde, denn dieser kleine Teufel ist so leidenschaftlich, daß sie mir schon mehr als einmal gedroht hat, sich den Tod zu geben, wenn ich nicht mehr zu ihr käme. Und ich halte sie auch für fähig dazu; sie hat ein allerliebstes kleines Stilet, das sie an ihrem Strumpfbande bei sich trägt.“

„Wie die Spanierinnen, ich weiß es.“

„Sie wissen es? Woher wissen Sie es denn? Sie haben es doch nicht gesehen?“

„Nein, ich habe es nur gefühlt,“ erwiederte Gustav lachend.

„Es ſcheint alſo, daß dieſe Dame ſich befühlen läßt," bemerkte Malochetti, indem er ſich ein Glas Waſſer einſchenkte.

Monferville hatte Mühe, ſeinen Verdruß zu unterdrücken, indeſſen zwang er ſich ebenfalls zu lachen, indem er ſagte:

„Dieſer Guſtav will uns nur glauben machen, daß alle Frauen in ihn vernarrt ſind. Er will aber nur ſeinen Aerger damit verbergen, daß ſeine Reitkünſtlerin ihn abgedankt hat."

„Es iſt wahr, ich bin untröſtlich darüber."

„Kommen Sie dieſen Abend zu Frau von Puitvieux, um Ihre Revanche zu nehmen? Es wird viel Geſellſchaft da ſein, es wird getanzt werden und alle ſchönen Damen aus dem Quartier Breda werden hinkommen."

„Nein, ich gehe nicht hin, denn ich will nicht mehr ſpielen."

„Was ſoll das heißen? ... Uebrigens iſt man gar nicht gezwungen, zu ſpielen. Sagen Sie lieber, daß Sie ſich fürchten, mit Saltarella zuſammenzukommen, daß Sie nicht den Muth haben, ſie am Arme eines Anderen zu ſehen."

„Sie wird alſo auch dort ſein?"

„Ja wohl, mit dem Grafen von Beſſière. Ich glaube es wohl, daß es Ihnen nicht angenehm ſein würde, mit Ihrem Nachfolger in Geſellſchaft zu ſein."

„Monferville, Sie glauben von dem Allen nicht ein Wort, Sie ſagen es nur, um mich zu ärgern. Aber gleichviel, ich will Ihnen beweiſen, daß Saltarella's Anweſenheit nicht den geringſten Eindruck mehr auf mich macht, und werde dieſen Abend mit Ihnen zu Frau von Puitvieux gehen. Sind Sie damit zufrieden?"

„Vollkommen! Das heißt ſich als ein Mann zeigen; dann habe ich nichts mehr zu ſagen."

„Und wird auch die kleine Armantine, die hübſche Opern-

tänzerin, dort ſein?“ fragte Malochetti, indem er ſich den Bart ſtrich.

„Ich denke; ich habe es ihr wenigſtens verſprechen müſſen, hinzukommen. Wollen Sie ihr vielleicht den Hof machen, Signor?“

„Nein, ich will mich nur überzeugen, ob ſie vielleicht auch irgendwo einen Dolch bei ſich trägt.“

„Wir fangen an Unſinn zu ſchwatzen, Ihr Herren. Uebrigens ſoll bei dieſer Soirée eine ganz neue und ausgezeichnete Schönheit ſein, eine junge Dame, die hier als Sängerin auftreten will. Sie kommt aus der Provinz und iſt noch ganz grün, ganz unſchuldig.“

„Eine unſchuldige Sängerin? Das wäre ja ein Wunderthier! ... Monferville, die Schranken ſind geöffnet, wir werden den Kampf beginnen, wir werden ſehen, wer von uns ſiegen und dieſen ſchönen Preis erringen wird.“

„O, ich mache ſie Ihnen nicht ſtreitig, ich bin überreichlich verſehen.“

13.

Tanz und Spiel.

Frau von Puitvieux iſt eine galante Donna, die einſt wegen ihrer Schönheit und ihrer Abenteuer berühmt war. Als ihre Jugend vorüber war, hatte ſie doch nicht aufgehört, die Vergnügungen und die Geſellſchaft zu lieben; ſie würde vor Verdruß und Langeweile geſtorben ſein, wenn ſie einen Tag ganz allein hätte verleben ſollen. Ihre Geſellſchaften beſtanden aus Damen von zweideutigem Ruf, aus Loretten

Künſtlerinnen und aus Herren von allen Ständen; wenn man nur fein gekleidet war und ſich gut zu benehmen wußte, war man bei ihren Soiréen willkommen. Indeſſen gehörten dieſe Geſellſchaften nicht zu denen, welche die Polizei hätte verbieten können; ſollte ſich auch einmal ein falſcher Spieler oder ein ähnlicher Induſtrieritter dabei eingeſchlichen haben, ſo hätte man ihm ſogleich die Thür gewieſen, ſobald man ihn erkannt hätte. Es wurde nicht immer geſpielt, aber es wurde getanzt, Muſik gemacht, oder es wurden traveſtirte Scenen aus Dramen und Trauerſpielen aufgeführt. Kurz es war eines der Häuſer, wo man ganz ungenirt iſt. Eine Mutter hätte ihre Tochter nicht hingeführt, aber ein Vater konnte mit ſeinem Sohne hingehen, weil es gut iſt, wenn ein junger Mann Alles ſieht.

Als Guſtav mit Monferville und Malochetti ankam, wurde in einem der Salons ſchon getanzt. Es waren viele ſchöne Damen, Künſtlerinnen von verſchiedenen Theatern d[e] und viele ſehr anſtändige, zum Theil bejahrte Herren, deren Augen aber die Bewegungen der Tänzerinnen bei einer Mazurka oder einer Redowa mit feurigen Blicken verfolgten.

Man gab ſich hier Mühe, zu tanzen, und gut zu tanzen, denn dieſe Damen, welche Talent und Grazie beſaßen, ſuchten eine Ehre darin; auch wußten ſie, daß der Tanz die Vorzüge, die man von der Natur erhalten hat, am beſten entwickelt und daß ein gut ausgeführtes Balancé oder eine zierliche Pirouette oft hinreichen, um dem anſcheinend ernſthafteſten Manne den Kopf zu verdrehen.

In der heutigen Geſellſchaft bei Frau von Puitvieux waren wirkliche choreographiſche Talente; auch bewilligten dieſe Damen nur ſolchen Herren die Ehre mit ihnen zu tanzen, von denen ſie wußten, daß ſie wirklich gute Tänzer waren.

Wenn ſie zufällig die Aufforderung eines Herrn angenommen hatten, den ſie noch nicht kannten, und wenn dieſer nicht gut tanzte oder keine richtigen Pas machte, ſo war ſeine Tänzerin im Stande, mitten in einer Polka oder einem Walzer ſtehen zu bleiben und mit einer Reverenz zu ihm zu ſagen:

„Es thut mir ſehr leid, mein Herr, aber Sie paſſen nicht zu mir, ich kann nicht mit Ihnen forttanzen.“

In ſeiner Verlegenheit bemühte ſich dann der Herr, ſeine Tänzerin zu erbitten, indem er ihr verſprach, ſein Möglichſtes zu thun, um Takt zu halten; aber der Ausſpruch der Dame war unwiderruflich, ſie ließ ihn ſtehen und nahm einen anderen, erprobten Tänzer.

Als unſere drei jungen Herren ſich dem Kreiſe der Tanzenden naheten, tanzte die ſchöne Kunſtreiterin Saltarella vom Hippodrom Mazurka mit ihrem neuen Geliebten, dem Grafen von Beſſière, oder vielmehr ſie verſuchte es, denn für ihren Tänzer ſchien es eine höchſt anſtrengende Arbeit zu ſein, mit ihr fortzukommen, und von Zeit zu Zeit trafen ſogar ſeine Füße mit den ihrigen zuſammen. Die Wangen der ſchönen Saltarella glühten und ihre Augen funkelten vor Zorn, während der Graf große Tropfen ſchwitzte.

„Guſtav, ſehen Sie nicht hin!“ ſagte Monferville in ſpöttiſchem Tone; „es würde ein zu ſchmerzlicher Anblick für Sie ſein.“

„Was denn?“

„Daß Ihre geweſene Geliebte mit Ihrem Nachfolger tanzt.“

„Warum ſoll ich nicht hinſehen? Das macht mir im Gegentheil Spaß.“

Aber Guſtav war einer der beſten Tänzer bei den Soiréen der Frau von Puitvieux, und kaum hatte ihn daher Sal-

Digitized by Google

tarella unter den umſtehenden Zuſchauern erblickt, ſo ließ ſie ihren Tänzer los, ſprang auf Guſtav zu, ergriff deſſen Arm und ſagte zu ihrem neuen Geliebten, der ganz beſtürzt zwiſchen den Tanzenden ſtand:

„Sie können nicht tanzen, lieber Graf; Sie zertreten mir die Füße; es iſt mir unmöglich, mit Ihnen fortzufahren. Kommen Sie, Guſtav, tanzen Sie mit mir.“

Der verlaſſene Tänzer verließ höchſt beſchämt den Kreis, während Saltarella mit Leichtigkeit und Grazie an Guſtav's Arme dahinflog und ihr Tanz die Bewunderung der ganzen Geſellſchaft auf ſich zog. Zwiſchen dem Pärchen aber entſpann ſich folgendes Geſpräch, das nur zuweilen durch die Bewegungen des Tanzes unterbrochen wurde.

„Ich liebe Dich noch immer, Guſtav, Du weißt es auch, nicht wahr?“

„Ich weiß es ... doch nein, ich weiß es nicht, denn haben Sie nicht jetzt den Grafen?“

„Mein Gott ich mußte doch Jemanden haben ... drücke mich beſſer an Dich ... da Du mich verließeſt, abſcheulicher Menſch!“

„Ich that es, damit Sie mir nicht zuvorkommen ſollten.“

„Der Graf iſt ein kleiner Gimpel, er iſt nur da, um als Spielwerk zu dienen. Ich habe eine hübſche Broſche, nicht?“

„Ja, und die iſt mehr als ein Spielwerk.“

„O, wie dumm! ... Sieh mich an ... ſieh mir in die Augen!“

„Nehmen Sie ſich in Acht, der Herr Graf wird eiferſüchtig werden.“

„Was kümmert es mich? ... Es ſollte ihm ſchlecht bekommen!“

„Ja, in dieſem Punkte kenne ich Sie.“

„Nenne mich Du ... Du ſollſt mich Du nennen!“

„Ich habe nicht mehr das Recht dazu.“

„Nenne mich Du, oder ich küſſe Dich auf der Stelle hier vor allen Leuten!“

„Sie wäre es im Stande! ... Ich muß Dir gehorchen, nur um Dich nicht mit dem Herrn Grafen zu brouilliren.“

„Böſer Menſch! ... Ich bete Dich an! ... Etwas raſcher! ... Du beſuchſt mich ... verſprich mir zu kommen.“

„Wir wollen ſehen.“

„Verſprich es mir zu kommen ... drücke mich beſſer an Dich, noch beſſer ... ganz nahe ...!“

„Aber was ſoll denn daraus werden?“

Das Orcheſter ſchwieg und es war Zeit, denn der Tanz der Kunſtreiterin näherte ſich ſchon zu ſehr dem Tanz einer Bayadère. Aber das Paar erntete allgemeinen Beifall, während Saltarella den Arm des Grafen wieder nahm und zu ihm ſagte:

„Sie müſſen ſtolz darauf ſein, mein Theurer, eine Geliebte zu haben, die ſo tanzt. Sie werden einſehen, daß es mir mit Ihnen nicht möglich geweſen wäre, dieſes zu leiſten.“

„Nun, ich will lernen, ich will fleißig ſein, und dann hoffe ich ...“

„Ja, in zwei Jahren, wenn Sie täglich ſechs Stunden nehmen, werden Sie es wieder verſuchen können.“

Monferville hatte mit Verdruß geſehen, wie Saltarella Guſtav zu ihrem Tänzer nahm, denn dadurch wurden alle die kleinen Spöttereien abgeſchnitten, die er für ſeinen Freund in Bereitſchaft hatte. Im Gegentheil kam dieſer lachend zu ihm und ſprach:

„Nun, mein Theurer, Sie haben geſehen, daß mich Sal-

tarella selbst zum Tanzen aufgefordert hat, und das vor den Augen meines Nachfolgers. Gestehen Sie ein, daß wir für ein getrenntes Liebespaar uns sehr gut benommen haben. Es ist unmöglich, die Formalitäten besser zu beobachten."

„Ja, ja, es war vortrefflich. Ich glaubte, Sie würden mit Ihrer alten Geliebten noch den Cancan tanzen, es hatte schon ganz den Anschein dazu."

„Sie würden gewiß selbst gern einen solchen Cancan tanzen."

„Ich? O, ich bin nie ein großer Freund vom Tanzen gewesen."

„Sie sind wie der Fuchs."

„Warum denn? Muß denn Jedermann tanzen? Sehen Sie nicht, daß sogar in einer Gesellschaft drei Viertel der jungen Männer nicht tanzen?"

„Ich bin weit entfernt zu verlangen, daß Jeder gern tanzen soll. Aber erlauben Sie mir, Ihnen darüber, wie es jetzt bei den gesellschaftlichen Bällen zugeht, meine Meinung zu sagen. Die jungen Männer wollen nicht tanzen, weil sie dies für fein halten; diese Herren, welche von den Deutschen und den Belgiern die schlechte Gewohnheit des Rauchens angenommen haben und in ihrem zwanzigsten Jahre schon sich wie ernste Männer benehmen zu müssen glauben, meinen, daß sie sich herabsetzen, ihrer Würde etwas vergeben, wenn sie zu einer Quadrille antreten. Ein junger Mann, welcher tanzt, liebenswürdig gegen die jungen Damen, artig und zuvorkommend gegen die Mütter ist, gilt in ihren Augen gar nicht für einen Mann; sie halten es für schicklicher, nach Tabak zu riechen, als ob man aus einer Wachstube käme, und sich in einen Spielsaal zu setzen, wenn man auch nicht spielt, denn dies giebt ihnen doch sogleich ein wichtigeres Ansehen. Diese Tho-

ren verachten alle Vorzüge ihres Alters. Bei Anderen iſt es entweder das Gefühl ihrer Unfähigkeit oder ein Uebermaß von Eitelkeit; ſie fürchten ſchlecht zu tanzen und ſich lächerlich zu machen. Noch Andere wiſſen, daß ſie unfähig ſind, ein Wort mit ihrer Tänzerin zu ſprechen, und es giebt allerdings eine ſonderbare Idee von einem Menſchen, wenn er während einer ganzen Quadrille nicht eine einzige Redensart vorzubringen weiß, die wie der Anfang eines Geſprächs ausſieht. Dies ſind die Gründe, lieber Monferville, weshalb jetzt ſo viele junge Leute nicht tanzen, und es giebt unter ihnen viele, die wohl große Luſt dazu hätten, aber es nicht mehr wagen, gegen ihre Gewohnheiten zu verſtoßen, und nicht wiſſen, wie ſie ſich dabei benehmen ſollen. Wenn nur zwei oder drei von denen, welche nicht mehr tanzen, es über ſich gewinnen könnten, einmal eine Ausnahme davon zu machen, ſo würden Sie gewiß ſehen, daß ſie ein Dutzend Nachahmer fänden, welche ſo bald nicht wieder aufhören würden."

„Sie haben eine Rede zu Gunſten des Tanzes gehalten, die Ihnen einmal von Nutzen ſein kann. Aber dort ſehe ich Armantinen."

Fräulein Armantine iſt fünfundzwanzig Jahr alt, lang von Figur, mit einem etwas langen Halſe und verhältnißmäßig kleinem Kopfe; aber ſie hat ein Paar Augen, die ein ganzes Regiment in Brand ſetzen könnten. Hüpfend und ohne den Arm einer Freundin loszulaſſen, kommt Sie näher und giebt Monferville einen Schlag mit ihrem Bouquet auf die Wange, während ſie zugleich Guſtav einen Seitenblick zuwirft.

„Guten Abend, mein Theurer! Sie kommen recht ſpät; ich habe mich ſchon längſt nach Ihnen geſehnt."

„In der That, Sie ſind zu gütig. Haben Sie noch nicht getanzt?"

„Ich habe noch nichts Andres gethan, aber es sind wenig gute Tänzer da. Alle diese Herren sind Dutoc."

„Dutoc? Was heißt das?"

„Sie wissen nicht, was Dutoc bedeutet? Wenn uns etwas lästig oder unangenehm ist, so sagt man: es ist Dutoc; wenn Jemand sich ungeschickt oder lächerlich benimmt, wenn er nicht gut gekleidet ist, nennt man ihn Dutoc; wenn uns ein Liebhaber unangenehm ist und wir ihm boshafte Streiche spielen, sagen wir: ich habe meinen Geliebten Dutoc gemacht. Verstehen Sie es nun? wenn Sie noch nicht wissen, was es bedeutet, ist es wenigstens nicht meine Schuld."

Fräulein Armantine schloß diese Erklärung mit einem abermaligen Blicke, den sie Gustav zuwarf.

„Diese Damen sind sehr unterhaltend," bemerkte Malochetti; „sie haben immer ihre eigene Sprache, eine Art komisches Rothwälsch, und man kann stets etwas von ihnen lernen."

„Sie haben aber noch nicht gelernt galant zu sein, Herr Schwarzbart; schon vor einem halben Jahre hat er mir einen Sack glacirte Maronen versprochen, der mir aber bis heute noch nicht zu Gesicht gekommen ist."

„Er wird Ihnen zu Gesicht kommen, schöne Sylphide, verlassen Sie sich darauf. Tragen Sie denn stets Ihr kleines Stilet am Strumpfbande?"

„Wenn ich auf den Ball gehe, trage ich es nicht da."

„Wo tragen Sie es denn?"

„Wie neugierig ist dieser Ultramontane! Ich werde es Ihnen sagen, wenn Sie mir meine glacirten Maronen bringen."

„Und wo ist denn die neue Debütantin, die ausgezeichnete Sängerin aus der Provinz?"

„Meine Herren, wenn Sie wegen der gekommen sind,

dann ſind Sie betrogen. Sie weiß ſich nicht zu bewegen, ſie geht wie ein Stock, ſie dreht ſich mit dem ganzen Körper um, ſie tanzt, daß es Einen dauert, und was ihre Stimme betrifft, die klingt wie eine enrhumirte Schalmei. Vielleicht hat ſie noch eine andre in Bereitſchaft, wenn ſie in der Oper ſingt."

„O nein," ſagte die andre Dame, welche mit Armantinen gekommen war; „man hat mir feſt verſichert, daß ſie mit der nämlichen Stimme in der Oper ſingt. Sie hat einen Contrealt."

„Scherzen Sie nicht, meine Damen," bemerkte Malochetti; „dieſe Stimmen ſind ſehr ſelten bei den Frauen und ſie werden ſehr gut bezahlt."

„Nun, ich verſichere Ihnen, daß man ſie engagiren könnte, um den Donner zu machen; ein einziger Triller von ihr erſchreckt das ganze Haus. Ha, ha, ha! dieſe Stimme! ... Helene, Du ſprichſt ein wenig durch die Naſe, Du könnteſt Dich auch als Contrealtiſtin engagiren laſſen. — Eine Polka, lieber Guſtav ... tanzen Sie doch mit mir eine Polka!"

„Aber ich habe eben Mazurka getanzt und bin noch ein wenig müde."

„Was ſchadet das? Sie können nachher ausruhen. Ich polke nur mit Ihnen gut. Kommen Sie ... oder ſoll ich Sie mit Gewalt entführen?"

Guſtav ließ ſich von Armantinen fortziehen und dieſe ſagte leiſe zu ihm:

„Sieh nur, wie Monferville den Mund verzieht."

„Nehmen Sie ſich in Acht, er wird bös auf Sie werden."

„Das iſt mir höchſt gleichgültig, ich habe ſeine Bekanntſchaft ſatt. Er iſt ein Knauſer; er hat mir die Bitte um eine kleine Agraffe für hundert Franken abgeſchlagen, die

ich gern haben wollte ... ist das wohl erhört? ... Vorwärts, lieber Freund."

Monferville hatte allerdings ein verdrüßliches Gesicht gemacht, das er nicht ganz zu verbergen vermochte, als er Armantinen mit Gustav zur Polka fortgehen sah, und Malochetti, der mit seiner gleichgültigen Miene sich keine Gelegenheit entgehen ließ, eine Bosheit anzubringen, sagte:

„Dieser Gustav siegt auf der ganzen Linie. Ich glaube wirklich, daß er Recht hat; um bei den Damen Glück zu machen, ist es ein großer Vortheil, wenn man gut tanzt."

„Nun, ich tanze auch, wenn ich mir die Mühe nehmen will. Aber wir wollen sehen, ob er auch beim Spiel siegen wird."

„Er will nicht mehr spielen."

„Das sind leere Worte. — Ich habe genug am Zusehen; es ist nicht ein einziges hübsches Mädchen dabei."

„Nun wahrhaftig, dann machen Sie große Ansprüche ... und ihre Armantine?... sehen Sie nur, wie schön sie mit Gustav tanzt! Wahrhaftig, dieser Mensch ist ein neuer Vestris, er ist der Gott des Tanzes!"

Monferville hörte nicht mehr auf seinen Freund, sondern ging in ein andres Zimmer, wo mehrere Spieltische arrangirt waren. Er trat zu einem Landsknechttische und hatte mit seinem gewöhnlichen Glücke in kurzer Zeit ein halbes Hundert Napoleons gewonnen. Aber Gustav kam nicht in das Spielzimmer und Monferville rief vergebens Malochetti zu:

„Suchen Sie doch Gustav auf, daß er hier mit mir kämpfen soll; sagen Sie ihm, daß ich ihn herausfordere."

„Er will nicht spielen," antwortete der Italiener, „er macht zu viel Glück beim Tanz, das berauscht ihn ... jetzt walzt er noch mit Armantinen."

„Nun ich will doch ſehen, ob ich ihn nicht zum Spielen bringe,“ ſagte Monferville zu ſich ſelbſt, indem er das Spielzimmer verließ und in den Tanzſalon ging. Er wartete das Ende des Walzers ab, nahm dann Armantinen's Arm und indem er ſie fortführte, ſagte er leiſe zu ihr:

„Du ſollſt die Agraffe haben, die Du Dir wünſchteſt, mein Engel...“

„Wie? ... das glaube ich nicht eher, als bis ich ſie in der Hand habe.“

„Aber unter einer Bedingung.“

„Ich ſoll wohl den Mond mit den Zähnen vom Himmel holen, nicht wahr?“

„Nein, es iſt etwas ganz Leichtes: Du ſollſt Guſtav dahin bringen, daß er ſpielt. Bitte ihn, eine Partie mit Dir zu machen. Hier ſind zwanzig Napoleons; genire Dich aber nicht, verlierſt Du, ſo bezahle ich, gewinnſt Du, ſo behältſt Du es.“

„Das iſt kein übler Vorſchlag; wenn ich nichts dabei riskire, kann ich es wohl thun und es iſt mir ſogar lieb. Aber ich kann nur Ecarté ſpielen.“

„Nun, dann ſpiele Ecarté ... gleichviel, wenn er nur ſpielt. Geh jetzt, er wird vom Tanzen ermüdet ſein, es iſt alſo die rechte Zeit.“

Armantine ſuchte Guſtav wieder auf, hing ſich an ſeinen Arm und ſagte mit einem ſehr freundlichen Blicke zu ihm:

„Kommen Sie mit mir.“

„Wohin denn?“

„Kommen Sie nur!“

„Wie? Sie führen mich ins Spielzimmer?“

„Ja, ich mag nicht mehr tanzen, ich möchte gern ſpielen und Sie werden es mir nicht abſchlagen, eine Partie mit mir zu machen.“

„Nein, meine Theure, ich habe geſchworen, nicht mehr zu ſpielen.“

„Ich habe noch ganz andere Dinge geſchworen und habe nicht einen einzigen meiner Schwüre gehalten.“

„Der meinige iſt ernſthaft.“

„Sie können nicht geſchworen haben, nicht mehr mit mir zu ſpielen, da wir noch nie mit einander geſpielt haben.“

„Das iſt wahr ... aber ... ich habe mir vorgenommen ...“

„Sehen Sie, da iſt gerade ein leerer Tiſch, an den wir uns ſetzen können.“

„Sie ſind wirklich unwiderſtehlich, Armantine, Sie machen mit mir, was Sie wollen. Aber nehmen Sie ſich in Acht, Sie haben die Folgen zu verantworten!“

„Ja wohl, ja wohl ... und Sie können ſich darauf verlaſſen, daß, wenn ich gewinne, ich Ihnen Ihr Geld nicht zurückgebe.“

„Ja, das weiß ich wohl.“

„Ich ſpiele Ecarté.“

„Gut, ich ſpiele Alles, was Sie wollen.“

„Sie glauben vielleicht, daß ich kein Geld habe und daß wir um Pfennige ſpielen müſſen. Aber darin irren Sie ſich, man hat Moos ... hier, ſehen Sie, ich ſetze drei Napoleons.“

„Alle Wetter, Sie gehen ins Zeug!“

„Fürchten Sie ſich davor? ... Sie ſind doch keine Ratte, wie die Anderen.“

„Es gilt, drei Napoleons.“

Die Partie begann; Guſtav gewann die erſte Partie und dann auch die zweite. Jetzt ſetzte Armantine fünf Louisd'or. Es hatte ſich ein Kreis von Zuſchauern um ſie verſammelt, unter denen ſich auch Monferville und Malochetti befanden, außerdem mehrere Damen, welche ſehen wollten, ob Armantine glücklich war, und die ſchon anfingen für ſie zu wetten.

Digitized by Google

Das Glück war der Operntänzerin von jetzt an auch wirklich günstig; sie gewann die hundert Franken, fuhr mit diesem Satze fort und zog sechsmal nach einander ein. Gustav verlor mit der größten Ruhe und Monferville konnte seine Freude kaum verbergen. Nach der sechsten gewonnenen Partie stand aber Armantine auf und sagte:

„Ich habe genug: ich trete meinen Platz ab und er ist gut, denn ich habe vierhundert achtzig Franken gewonnen. Ich bin nicht habsüchtig und bin damit zufrieden."

Monferville trat zu ihr und sagte leise und zornig:

„Warum giebst Du das Spiel auf, da Du im Glücke bist? Habe ich Dir nicht gesagt, Du solltest hoch spielen?... Was hattest Du denn zu fürchten?"

„Lieber Freund, ich hatte zu fürchten, daß ich meine vierhundert achtzig Franken wieder verlor. Uebrigens habe ich dem armen Gustav, der nur aus Gefälligkeit für mich gespielt hat, genug abgewonnen. Wenn Du Lust hast, ihn auch noch zu schröpfen, so spiele selbst mit ihm. Ueberhaupt aber gefällt mir Deine Manier nicht; hältst Du mich für Deinen Groom?"

Aber der Platz, den Armantine verlassen hatte, war sogleich von dem Grafen Bessière eingenommen worden, der sich mit den Worten Gustav gegenübersetzte:

„Ist Ihnen eine Partie mit mir gefällig, mein Herr? Ich spiele außerordentlich gern Ecarté, das man fast gar nicht mehr spielt, obgleich es viel unterhaltender ist, als Landsknecht; wenigstens kann man dabei gut spielen und ich sage es Ihnen voraus, daß ich stark darin bin."

Gustav war unschlüssig, aber Aller Augen waren auf ihn gerichtet; Jedermann in der Gesellschaft wußte, daß der Graf sein Nachfolger in Saltarella's Gunst geworden war,

und wenn er ihm eine Partie abſchlug, ſo hätte man geglaubt, er hege einen geheimen Groll gegen ihn. Dadurch glaubte er aber ſich in den Augen aller ſeiner Bekannten lächerlich zu machen, die ſich über ihn luſtig gemacht und mit Freuden dieſe Gelegenheit benutzt haben würden, ſich dafür, daß er ihnen alle ihre Eroberungen wegfiſchte, zu rächen. Dieſer Gedanke beſtimmte Guſtav, und er ſagte mit einer artigen Verbeugung zu dem jungen Grafen:

„Ich bin zu Ihren Dienſten, mein Herr.“

„Sie ſpielten mit jener Dame um hundert Franken, nicht ſo?“

„Ja wohl.“

„So wollen wir auch damit anfangen, wir können den Einſatz immer noch erhöhen.“

Monſerville und Malochetti blieben beim Spieltiſche ſtehen. Der Erſtere ſtellte ſich neben den Grafen und ſagte:

„Ich wette für dieſe Seite fünf Napoleons, wollen Sie ſie halten, Guſtav?“

„Nein, ich wette nicht.“

„Sie werden ja erſchrecklich ordentlich! ... Wie? Niemand will meine Wette halten? Dann werde ich mich wohl an die Damen wenden müſſen.“

„Per dio, ich will es wagen!“ rief der Italiener; „ich glaube, unſer ſchöner Tänzer wird heute auch hier glücklich ſein; ich halte die hundert Franken!“

Das Spiel begann und Guſtav gewann die erſte Partie. Monſerville biß ſich vor Verdruß auf die Lippen, während Malochetti die fünf Napoleons einſteckte und der Graf ganz verwundert zu ſein ſchien, daß er verloren hatte. Er forderte Revanche, und das Nämliche that auch Monſerville wegen

ſeiner Wette. Malochetti zögerte lange, endlich aber entſchloß er ſich, zu wetten.

„Es iſt unklug," ſagte er; „ich gebe niemals gern Revanche, es iſt, als ob die Kinder ſpielten. Diesmal mag es gehen, aber ohne Verbindlichkeit für die Zukunft."

Guſtav gewann abermals. Monferville ſprach kein Wort, aber ſeine Augenbrauen zogen ſich zuſammen und ſeine Stirn faltete ſich. Malochetti ſteckte auch ſeinen zweiten Gewinn ein, indem er ſagte:

„Ich habe es vorher geſagt, ich gebe keine Revanche."

Der Graf von Beſſière war durch ſeinen Verluſt um ſo mehr gereizt, als er ſich für einen Meiſter im Ecarté hielt. Er nahm aus ſeinem Portefeuille ein Billet von fünfhundert Franken, legte es auf den Tiſch und rief aus:

Da Sie ſo glücklich ſind, mein Herr, fünfhundert Franken dieſe Partie! ... Ich fürchte mich nicht, ich ſpiele dieſes Spiel fein, und wir werden alſo ſehen."

Die Worte: „Ich fürchte mich nicht," nahmen Guſtav's Ehrgefühl in Anſpruch und er konnte ſich daher nicht weigern, um fünfhundert Franken zu ſpielen, obgleich er eine ſolche Partie ſehr theuer fand. Ueberdies war er von einer Menge Perſonen umringt, denn auch die jungen Damen, welche vom Tanz ermüdet waren, hatten ſich im Spielzimmer eingefunden. Auch Saltarella war da, welche dem Grafen gewiß kein Glück wünſchte. Es war daher nicht möglich, den Vorſchlag des Letzteren abzulehnen, und Guſtav legte fünfhundert Franken auf den Tiſch.

„Ich wette zehn Napoleons!" rief Monferville, indem er Malochetti anſah; aber dieſer ſchüttelte den Kopf und erwiederte:

„Ich nicht, ich werde mich hüten; der Einsatz ist verändert worden und das ändert auch das Glück.“

Die Damen treten zusammen, um Monferville's Wette zu halten, und das Spiel beginnt. Es ist für Viele interessant geworden und die den Tisch umstehenden Personen verfolgen es daher mit gespannter Aufmerksamkeit.

Diesmal ist das Glück dem Grafen günstig; er stößt einen Freudenruf aus und sagt:

„Ich wußte es wohl, daß ich in diesem Spiele nicht geschlagen werden kann! ... Ich bin zur Revanche bereit, mein Herr.“

Gustav hatte nur noch fünfhundert Franken in der Tasche, aber er besann sich nicht, denn er hoffte, sich für seinen Verlust wieder zu entschädigen. Alle Leidenschaften des Spielers waren wieder in ihm erwacht; er kümmerte sich um nichts, was um ihn her vorging, und sah nur die Karten und die auf dem Tische liegenden Bankbillets.

Die Damen, welche für Gustav gewettet hatten, verlangten ebenfalls Revanche, und Monferville war mit Vergnügen bereit, sie ihnen zu geben. Eine geheime Stimme sagte ihm, daß das Glück auch diesmal auf der Seite des Grafen sein werde. Dieser gewann in der That auch diese Partie und sein Gesicht strahlte vor Freude, viel weniger über das gewonnene Geld, als weil er eine Ehre darin suchte, im Ecarté nicht zu verlieren.

Gustav war bleich und bestürzt, und als sein Gegner ihn fragte: „Ist Ihnen noch eine Partie gefällig?“ schaute er mit einem ängstlichen Blicke um sich. Dieser Blick war ohne Zweifel sehr beredtsam, denn Malochetti, der ihm begegnete, sagte:

„Brauchen Sie Geld, lieber Freund? Wollen Sie fünfhundert Franken?“

Digitized by Google

„Ja, geben Sie her.“

„Hier ſind ſie,“ ſprach der Italiener, indem er mit Würde das Bankbillet auf den Tiſch warf. Dann wendete er ſich nach den Damen um, welche ganz erſtaunt waren, daß er Guſtav Geld lieh, und untereinander flüſterten:

„Wie? Malochetti verborgt Geld? ... Das hat etwas Wichtiges zu bedeuten!“

„Es iſt entſetzlich! Ich glaube, es bedeutet den Untergang der Welt oder wenigſtens ein Erdbeben!“

Indeſſen hatte Guſtav ſehr bald auch die fünfhundert Franken des Italieners verloren, und jetzt war es Monſerville, der ihm ein Billet von tauſend Franken mit den Worten überreichte:

„Geniren Sie ſich nicht, lieber Freund; Sie wiſſen, daß es mir Vergnügen macht, Ihr Banquier zu ſein.“

Mechaniſch und ohne zu antworten nahm Guſtav das Tauſendfrankenbillet; die Leidenſchaft des Spieles beherrſchte ihn völlig, ſie veränderte ſeine Züge und gab ſeinen Blicken etwas Unſtätes. Malochetti, der ihn beobachtete, ſagte zu den Damen in ſeiner Nähe:

„Wetten Sie nicht mehr für ihn; er beſitzt nicht mehr die Ruhe, die ein geſchickter Spieler behalten muß. Jetzt iſt es vorbei, er wird den Rock vom Leibe verlieren.“

Als der Graf von Beſſière ſah, daß Guſtav ein Billet von tauſend Franken vor ſich auf den Tiſch legte, glaubte er, dieſer wolle den Einſatz verdoppeln, und nahm daher ſogleich die nämliche Summe aus ſeinem Portefeuille.

„Gut,“ ſagte er; „ich ſpiele auch um tauſend Franken. So etwas verweigere ich niemals; ich bin ein flotter Spieler und überdies habe ich Vertrauen zu mir.“

Guſtav wollte die tauſend Franken nicht auf einmal ſetzen

und doch hatte er nicht die Kraft, es zu verweigern. Die Hoffnung, seinen Verlust desto schneller wieder zu gewinnen; der Gedanke, daß das Glück ihm günstig sein werde; das Schwanken des Willens, das einen Spieler oft verhindert, einem ersten Eindrucke zu folgen; die fieberhafte Aufregung, die ihm nicht Zeit zum Nachdenken läßt: dies Alles vereinigte sich, ihn hinzureißen. Er spielte um die tausend Franken und — verlor sie!

In diesem Augenblick aber trat Saltarella, welche es gehört hatte, als Malocherti sagte, Gustav werde den Rock vom Leibe verlieren, hinzu, legte ihre Hand auf die Schulter des Grafen in dem Augenblicke, als dieser seinem Gegner nochmals Revanche anbieten wollte, zog ihn mit Gewalt vom Spieltische fort und sagte zu ihm:

„Mein lieber Graf, ich bin nicht hierher gekommen, damit Sie mich beständig wegen der Karten im Stich lassen sollen. Sie haben jetzt genug gespielt, also nun verlange ich, daß Sie aufhören."

Der Graf gab nach und ließ sich von seiner Geliebten fortführen, indem er einige Worte der Entschuldigung zu Gustav sagte. Aber dieser hörte ihn nicht; vernichtet und wüthend auf sich selbst, fühlte er, daß er in einer Gesellschaft nicht bleiben konnte, wo es ihm unmöglich sein würde, die Gefühle, die ihn bestürmten, zu unterdrücken. Er entfernte sich daher in dem Augenblicke, als Monferville im Begriff war, ihm in spöttischem Tone seine Theilnahme an seinem Mißgeschick auszudrücken.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.